

Wolfgang Jacobeit · Schafhaltung und Schäfer

Schafhaltung

Wolfgang Jacobeit

und Schäfer

in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts



Akademie-Verlag · Berlin

1987

Mit 15 Textabbildungen, 51 Abbildungen
auf 16 Farbtafeln
und 16 Schwarz-Weiß-Tafeln

ISBN 3-05-000144-5

2., bearbeitete Auflage
Erschienen im Akademie-Verlag Berlin
DDR - 1086 Berlin, Leipziger Str. 3—4
© Akademie-Verlag Berlin 1961
Lizenznummer: 202 · 100/168/87
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: VEB Druckhaus
„Maxim Gorki“ 7400 Altenburg
Lektorin: Hildegard Palm
Gesamtgestaltung: Ulrich Reuter, VBK-DDR
Umschlagfoto: Helga Reuter, VBK-DDR
LSV: 0705
Bestellnummer: 754 537 4 (6910)
06500

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung 13

Die Schafhaltung

I. Von der Schafhaltung zur Schafzucht	19
1. Allgemeine Nutzung	20
2. Verwertung des Düngers	21
3. Saateintreten	25
4. Fleischkonsum	26
5. Milchverarbeitung	26
6. Wollproduktion	27
Zusammenfassung	42
II. Wirtschaftsformen der Schafhaltung	45
A. Wanderweidewirtschaft	45
1. Nomadismus	45
2. Alpwirtschaft	48
3. Transhumanz (Wanderschafhaltung)	51
a) Iberische Halbinsel	53
b) Italien	57
c) Südfrankreich	63
d) Balkan und Karpatenraum	66
e) Nordafrika und Kleinasien	72
f) Deutschland	72
g) Alter	80
h) Terminologie	86
Zusammenfassung	87
B. Standschäferei	91
1. Gemeindegewirtschaft	92
2. Genossenschaftsschäferei	95
3. Gutsschäferei	96
4. Hofschäferei	104
5. Einzelschafhaltung	106
Zusammenfassung	107

Der Schäfer

III. Die Schäfertypen	111
1. Lohn- und Deputatschäfer	111
2. Menge- oder Setzschäfer	112
3. Hälfteschäfer	114
4. Pachtchäfer	115
5. Der Schäfermeister mit seinen Gehilfen	118
6. Gegenseitige Beziehungen	120
Zusammenfassung	123
IV. Der „Unehrlliche“ Schäfer	124
1. „Unehrllichkeit“ und ihre „Gründe“	130
a) Kriminelle Delikte	132
b) Unstetigkeit	137
c) Trägheit	138
d) Unfreiheit	139
e) Der Schäfer als Schinder	142
2. Verhalten des Schäfers	150
3. Schäferliche Berufstradition und Ständehere	153
Zusammenfassung	155
V. Von der Schäferbrüderschaft zum Schäferverein	158
1. Die Schäferbrüderschaft zu Rothenburg o. d. Tauber	159
2. Die Schäferzunft zu Markgröningen	161
3. Die Schäfer- und Hirtenbrüderschaft zum heiligen Kreuz in der Klus bei Halberstadt	162
4. Die Schäferbrüderschaft zu Schnaittach bei Nürnberg	163
5. Die Sankt-Michaelis-Brüderschaft zu Hirzfelden im Oberelsaß	163
6. Landesherrliche Ordnungen und Schäferbünde	168
a) Mecklenburg und Pommern	168
b) Brandenburg	170
c) Lausitz	171
d) Schlesien	172
e) Die Schäferzunft des Beetzendorfschen Kreises bei Salzwedel	173
7. Die Schäferzunft zu Markgröningen und ihre Nebenladen	175
8. Die Schäferzunft zu Bretten	179

9. Die Schäferbrüderschaft zu Pfaffenhofen im Unterelsaß	183	c) Heischeumzüge	250
10. Die Zunft der schlesischen Schäfer zu Breslau	185	d) Funktionen und Beschäftigungen außerhalb des Hutamtes	252
11. Der Versuch einer Zunftgründung durch die Schäfer des Meißenschen und Erzgebirgischen Kreises	187	Zusammenfassung	254
12. Die Zunft der böhmischen Schäfer zu Prag	192	2. Der Schäfer als Heilkundiger	255
13. Der Verband der fränkischen Schäfer und Hirten zu Gunzenhausen	194	a) Der Veterinär	257
14. Die hessischen Schäferzünfte	195	b) Der Arzt	264
15. Eine Schäferzunft im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken	198	Zusammenfassung	270
16. Die Zunft der deutschen Schäfer in Transdanubien (Stuhlweißenburg)	199	3. Der Schäfer in Volksglaube und Sage	270
17. Die österreichischen Viehhalterzeichen und späten Hirten-Schäferbrüderschaften anderer Gebiete	200	Zusammenfassung	299
a) Niederösterreich	200	4. Der Schäfer in Lied und Spruch	299
b) Burgenland	202	Zusammenfassung	318
c) Die Wendelins-Schäferbrüderschaft zu Trillfingen	202	VIII. Das Arbeitsgerät des Schäfers	319
d) Belgien	204	1. Der Hakenstock	320
e) Holland	204	2. Die Schäferschippe	323
18. Doppelzünfte	205	3. Der Stützstab	327
19. Die Schäfervereine	205	4. Weitere Gerätschaften	329
20. Vom Lehrling zum Schäfermeister	211	5. Der Schäferkarren	330
21. Der Schäfergruß	213	Zusammenfassung	332
22. Zusammenkünfte außerhalb eines Verbandes	216	IX. Die Schäferkleidung	333
23. Die Schäferheiligen	218	X. Anhang	337
a) Wendelin	218	Urkunden	337
b) Bartholomäus	222	Literaturnachweis	370
c) Wolfgang	223	Anmerkungen	401
d) Andere Heilige	223	Sachregister	458
Zusammenfassung	224		
VI. Die Schäferfeste	229		
1. Der Rothenburger Schäfertanz	229		
2. Der Schäferlauf zu Markgröningen	230		
3. Der Schäfersprung zu Bretten	232		
4. Das Schäferfest zu Gera	234		
5. Der Schäfertanz zu Stadtilm	236		
6. Der Schäfertanz zu Blankenhain	238		
7. Die Luxemburger Schobermesse	240		
8. Die Schäferhochzeit	240		
9. Die brauchwürdigen Elemente der Schäferfeste	241		
Zusammenfassung	244		
VII. Der Schäfer in der dörflichen Gemeinschaft	246		
1. Der Gemeindegewerkschafter	246		
a) Verdingen	246		
b) Hirtenschutt	248		

Im Gedenken an Paul Nedo

Vorwort

Habent fata sua libelli!

Als dieses Buch 1961¹ in erster Auflage erschienen war, glaubte ich, meinen Anteil an der komplexen Aufarbeitung eines für die Wissenschaft der Volkskunde wichtigen Themenbereichs geleistet zu haben. Die Entwicklung unseres Fachs zu einer historischen Disziplin im Rahmen der marxistischen Gesellschaftswissenschaften stellte auch mich vor mannigfache neue Aufgaben, deren Bewältigung keine Zeit für noch zu ergänzende oder weiterführende Forschungen zur Geschichte und Volkskunde von Schafhaltung und Schäfer im zentraleuropäischen Rahmen zuließ.

Mit einer gewissen Genugtuung durfte ich die zahlreichen rasch aufeinanderfolgenden, meist ausführlichen Rezensionen aus der Feder international bekannter Fachkollegen zur Kenntnis nehmen, die ihre durchweg wohlmeinende Einstellung über meine Bemühungen äußerten, aber auch kritisch weiterführende Meinungen zum Ausdruck brachten.

Aufmerksam verfolgt habe ich natürlich auch die nach 1961 fast überall in Europa erschienene weitere ethnographische und kulturgeschichtliche Literatur zu Schäferei und Hirtenwesen, an der ich mich bisweilen beratend oder mit eigenen Beiträgen beteiligen durfte.

Als der Akademie-Verlag 1983 meine Meinung erbat, ob ich eine zweite Auflage „des Schäfers“ befürworten und sie erarbeiten würde, glaubte ich — auch nach mehr als zwanzig Jahren — zustimmend reagieren zu können, da mir die Thematik als solche nicht fremd geworden war und ich gewiß sein

konnte, die seit 1961 erschienene Literatur größten Teils zu kennen bzw. daß mich Kollegen bei der Suche nach entlegeneren neuen Schriften unterstützen würden. Außerdem war das Buch in relativ kurzer Zeit vergriffen gewesen, wurde auch kaum antiquarisch angeboten, so daß mit einem gewissen Bedarf nach einer zweiten Auflage gerechnet werden konnte.

Es war von vornherein mit dem Akademie-Verlag beschlossen worden, daß es nicht Sache der zweiten Auflage sein könne, die gesamte seit 1961 erschienene Literatur zum Thema einzuarbeiten, wohl aber dort entsprechend zu verwenden, wo kritische Hinweise aus Rezensionen, Büchern und Zeitschriftenaufsätzen an bestimmten Passagen, zu Meinungen, Zusammenhängen, Einordnungen und Sachbezügen in der ersten Auflage zu Recht erhoben worden waren. Dies ist, soweit es mir notwendig erschien und möglich war, geschehen. Die Bibliographie wurde durch Sachtitel, einschließlich der mit 1984 als Erscheinungsjahr ausgewiesenen, komplettiert. Es fand auch eine stilistische Überarbeitung insgesamt statt, Wiederholungen wurden ausgemerzt, der Anmerkungsapparat z. T. merklich reduziert, aber auch ergänzt. Der Bildteil ist, den Anforderungen an ein modernes Fachbuch entsprechend, neu konzipiert und wesentlich erweitert worden.

Die Abfassung des Vorworts zu einer neuen Auflage nach so langer Zeit erfordert freilich auch, über den Stellenwert des jeweiligen wissenschaftlichen Werkes im Rahmen der Entwicklung der zuständigen Disziplin zu reflektieren: Bereits die erste Auflage des Schäferbuchs war einer Wissenschaftstra-

dition der Volkskunde verpflichtet, die der Geschichte bzw. der Kulturgeschichte nahe stand und die von einer konkreten historischen Orientierung neue Impulse für das Fach und dessen gesellschaftlichen Aussagewert erwartete. Es war dies zugleich eine Richtung, die sich um die Erarbeitung größerer, komplexer Zusammenhänge auf der Grundlage von Ergebnissen entsprechender Sachforschungen (im Sinne einer konkreten Themenstellung) bemühte. Ferner bestimmten ihre Vertreter die Auffassung, daß Volkskunde nur dann einen Beitrag zur gesellschaftswissenschaftlichen Hermeneutik leisten könne, wenn sie sich als ein interdisziplinär offenes Fach erweise. In diesem Sinne hat mich schon Will-Erich Peukert gelehrt, Volkskunde zu betreiben. In der fördernden Zusammenarbeit mit Wolfgang Steinitz und Jürgen Kuczynski fand ich diese Auffassung von Gegenstand und Aufgabe des Fachs als historische Disziplin im o. g. Sinne immer wieder bestätigt. Mit Paul Nedo verband mich über diese Sichtweise volkskundlicher Wissenschaftlichkeit eine jahrzehntelange Freundschaft. Dem Gedenken an ihn ist daher auch diese zweite Auflage gewidmet.

Von dem Gesagten ausgehend war die erste und ist auch die zweite Auflage eine wissenschaftliche Kompilation. Die daraus resultierenden „Vorteile“ liegen in der Einbettung des Themas in allgemeinere gesamthistorische, großräumigere Zusammenhänge unter Beachtung der konkret gegebenen historisch-gesellschaftlichen Bedingungen und Voraussetzungen. Eine Darstellung dieser Art bringt somit beträchtlichen Erkenntnisgewinn, vermittelt tiefere Einblicke in die jeweilige thematische Vielfalt und führt zu neuen Forschungsfragen an den Stoff auch im Detail. Eine wissenschaftliche Kompilation ist vor allem dann sinnvoll, wenn es darauf ankommt, aus weit verzweigten, jahrzehntelang gesammelten Einzelfakten eine Synthese mit verallgemeinerungsfähigem Aspekt zu erarbeiten. Sie wird allerdings fragwürdig, wenn sie sich ohne ausreichende Materialgrundlage in Spekulationen ergeht. Ihr Wert kann aber nicht dann angezweifelt oder

gar negiert werden, wenn beispielsweise auf die regionale Vielfalt oder auf den Variantenreichtum einer Sache, einer Erscheinung o. ä. hingewiesen wird, ohne die jeweiligen Einzelheiten selbst minutiös zu beschreiben, Typologien aufzustellen usw. Aus diesem Grunde wurden kritische Anmerkungen in Rezensionen, die sich darauf beziehen, daß in der ersten Auflage des Buches z. B. die Hirtenstäbe in ihrer europäischen Verbreitung und in ihren vielfältigen Formen bzw. Hakenkrümmungen zu wenig oder gar nicht behandelt worden seien, bei der Erarbeitung der zweiten Auflage unberücksichtigt gelassen, weil damit kein wirklicher Erkenntniswert verbunden gewesen wäre. Ähnliches gilt für die verschiedenen Arten des Melkens oder der Milchverarbeitung, die in ihrer regionalen Spezifik für Europa darstellen zu wollen, einer Sisyphus-Arbeit gleichkäme. Wichtiger wäre es vielmehr, von der Gleichartigkeit gewisser Erscheinungen in ihrer Verbreitung und ihrer historischen Entwicklung auszugehen und daraus erst Rückschlüsse z. B. auf ethnische Zusammenhänge zu ziehen. Seit 1961 sind so viele Sammelbände und Landschaftsmonographien zum Schäfer- und Hirtenwesen erschienen, daß sich jeder an Details Interessierte informieren kann. Diese Arbeiten sind dann auch in die Bibliographie aufgenommen worden. Sie wurden aber nur gelegentlich für den Text der zweiten Auflage — freilich nach eingehendem Vergleich mit der ersten Auflage — verwendet.

Das Für und Wider um diesen Problemkomplex des Kompilatorischen beendend, möchte ich mich der Meinung eines Forschungskollektivs aus dem Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim anschließen, in der es heißt: „Die vollständige Einbeziehung aller zur Verfügung stehenden Quellen, wie sie in großräumigen Arbeiten kaum zu leisten ist, ermöglicht eine relative Nähe zu den handelnden und betroffenen Menschen.“ Dennoch gelte auch schon für kleinräumige Untersuchungen, daß sich die Grundstrukturen gleichen, „wenn auch manche Einzelheiten schon in den Nachbarorten anders ausgesehen haben können“².

Neben den schon erwähnten sachkundigen und detaillierten Aufsatzsammlungen zu Schäferei und Hirtenwesen verdienen einige monographische Werke nach 1961 besondere Beachtung, weil sie es verstanden haben, die erarbeitete Materialfülle einer Landschaft oder auch nur eines Dorfes, eines räumlich begrenzten „wirtschaftlich-kulturellen Typs“ u. ä. nicht nur mehr oder weniger sachlich geordnet darzubieten, sondern in sozialökonomisch-historischen Zusammenhängen zu interpretieren, sie also in einer interdisziplinär angelegten Komplexität zu betrachten, wie sie z. B. gegenwärtigen Untersuchungen zur Geschichte des Alltags eigen ist. In diese Kategorie progressiver Untersuchungen und Darstellungen möchte ich solche, nach 1961 erschienenen Publikationen einreihen wie die von Mariel-Jean Brunhes-Delamarre³, Mátyás Szabó⁴, Herbert Maeder — Robert Kruker⁵, Wolfgang Staiger — Heidi Barbara Kloos⁶, Peter Martin — Rolf Vogeding — Konrad Bedal⁷ u. a. Vergessen seien aber auch nicht solche methodologischen Leitbilder wie die von keinem Geringeren als Georges Henri Rivière initiierte „Recherche cooperative sur programme“ des Pariser Centre National de la Recherche Scientifique (C.N.R.S.) über die südfranzösische Viehzucht- und Weidewirtschaftsregion des Aubrac, die als „Etude ethnologique, linguistique, agronomique et économique d'un établissement humain“ (1970ff.) eine umfassende interdisziplinär konzipierte Kulturgeschichte dieser Landschaft vom Mittelalter bis in die Gegenwart bietet. Ihr kann das langjährige und mehrbändige Forschungsunternehmen der Polnischen Akademie der Wissenschaften „Pasterstwo Tatr polskich i Podhala“ (1959ff.), gleichzeitig stellvertretend für die südosteuropäischen Untersuchungen zur Geschichte und Ethnographie der balkanischen Vieh- und Weidewirtschaft, an die Seite gestellt werden.

Was diese Untersuchungen auszeichnet, ist ihr kulturhistorischer Zugriff, der die Entwicklung bis zur Gegenwart mit den sich in ihr vollziehenden Wandlungen einbezieht und denen es dabei nicht um ein Optimum an

Fakten als solchen zu tun ist, sondern denen es um die Lebensweise, um die wechselvolle Geschichte des Alltags von Menschen geht, die einer Landschaft, einer Siedlung, einem ganzen Territorium das Gepräge geben. Über Anliegen und Zielstellung solcher Untersuchungen möchte ich Herbert Maeder und Robert Kruker zustimmen, die zu ihrem jüngst erschienenen Text-Bildband über die Schweizer Alpkultur so formuliert haben: „Weite Teile des Textes sind nachträgliche, manchmal neutral beschreibende, manchmal kritisch durchleuchtende Wiedergaben wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Fakten. Mit unseren Urteilen haben wir die Alpkultur als etwas Ganzes im Auge. Sie dürfen deshalb nicht als verbindliche Aussagen von Spezialisten aufgefaßt werden, sondern als Gedanken von außenstehenden Beobachtern mit Sympathie für die Lebens- und Wirtschaftsweise in den Alpen“.⁸

Wenn es am Schluß dieses Vorwortes einen Dank auszusprechen gilt, dann gebührt er in erster Linie dem Akademie-Verlag, der den Gedanken einer zweiten Auflage gefaßt und realisiert hat. Als Lektoratsleiterin hat Frau Palm die Drucklegung vorbildlich betreut. Dr. S. Becker, Marburg, und Dipl. ethn. R. Quietzsch, Berlin, unterstützten mich mit Literaturhinweisen. Die Kollegen Herbert Maeder/Robert Kruker sowie Wolfgang Staiger/Heidi Barbara Kloos stellten mir in Auswahl ihr aktuelles Fotomaterial uneigennützig zur Verfügung.

Zu danken habe ich darüber hinaus nach wie vor all den vielen Fachkollegen, die mich bei der ersten Auflage in so hervorragender und uneigennütziger Weise unterstützten. Daß dieser Dank in nicht wenigen Fällen nun postum abgestattet werden muß, nimmt ihm nichts von seiner ehrfurchtsvollen Verbundenheit mit jenen.

Birkenwerder, im Juli 1984

Wolfgang Jacobeit

Einleitung

„Wenn die Schafe wol stehen / die Weiber wol abgehen / die Bienen wol schwärmen / der darf sich nichts hermen. Denn es ist gewislich war / wer mit dem einigen Schafvieh recht umbzugehen weis / der kan mit seiner Haushaltung wol fortkommen / sintemal am ganzen Schaf nichts böses oder unnützlich ist: Das Fleisch / die Wolle / die Haut / die Milch / Butter und Kase / die Dermer / ja auch der Mist und Koth ist alles mit einander sonderlich gut / und kan allenthalben wol gebraucht werden ... Und wol dem Wirth / dem die Schaff wol beystehen / denn der leidet keine Noth / seine Schäflein können ihm nechst Gott wol forthelffen / sie neren / speisen / trencken / kleiden und erhalten ihn / und machen ihn freilich zum Herren / wie ich denn selbst einen Bauern in der Schlesien gesehen / der nicht allein ein Bürger Gut in der Stadt hatte / sondern auch ein gut Dorff darzu kaufte / und schriebes nehest Gott alles dem Schaffviih zu / das er reich worden war / die weil er mit deme wol umbgehen kund“.¹ Diese Bemerkung einer für seine Zeit bedeutenden Persönlichkeit, des Physiokraten Colerus, mag für viele andere stehen, die die Vorzüge der Schafhaltung hervorheben und Maßnahmen anraten, wie sie im Rahmen einer gut ausgewogenen Landwirtschaft zum Wohle der Allgemeinheit gefördert werden könnte. Neben der vielseitigen Nutzungsmöglichkeit, die uns Colerus so plastisch schildert, sind es jedoch noch einige andere Eigenschaften, die das Schaf vor anderen Haustieren auszeichnen und die dazu beigetragen haben, daß es sich von jeher einer besonderen Wertschätzung erfreute.

Infolge seiner sprichwörtlichen Genügsamkeit, ja Bedürfnislosigkeit ist das Schaf

ein Tier, das sich auszeichnet in eine extensive Form der Bodennutzung eingliedert,² da es sich „in erster Linie zur Ausnutzung magerer, trockener Weiden eignet. Solche nutzt es allerdings so gut aus wie kein anderes Haustier“.³ Auf Böden mit entsprechend niedriger Bonität, die vor der Einführung der künstlichen Düngung landwirtschaftlich kaum genutzt werden konnten, werden wir also häufig ein Überwiegen der Schafhaltung feststellen können. So waren und sind zu einem gewissen Teil auch heute noch die Heidegebiete ausgesprochene Schaflandschaften. Die Heidschnucke der Lüneburger Heide, die nur bei dem dort charakteristischen Pflanzenwuchs gedeiht, ja in Gegenden mit Grasweiden auf die Dauer gar nicht lebensfähig wäre, spielte im Wirtschaftsleben der Heidehöfe eine bedeutende Rolle. Die Schnuckenzucht stand gleichberechtigt neben der Anbauwirtschaft, wenn sie diese in gewissen Fällen nicht sogar verdrängte. Sie „machte die Leistungsfähigkeit des Hofes aus ...“⁴. Die Bedeutung der Schafhaltung, wie sie hier für das Gebiet der Lüneburger Heide angedeutet wurde, gilt natürlich auch für alle anderen Landschaften mit ähnlichen Bodenverhältnissen, in denen die „absolute Schafweide“ die Anbauflächen überwog. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um Weiden im bergigen Gelände oder um Sandgebiete in der Ebene handelte.⁵

Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit des Schafes waren in den Zeiten der extensiven Wirtschaft auch für seine Durchwinterung von Bedeutung. Da die Futtermittelwirtschaft eine Stallhaltung in der kalten Jahreszeit nur im kleineren Maße erlaubte, war man gezwungen, die Tiere so lange wie möglich draußen weiden zu lassen, und selbst

bei mäßiger Schneebedeckung trieb der Schäfer seine Tiere noch aus. Mit ihren Hufen kratzten sie den Schnee fort, um an die kümmerliche Grasnarbe heranzukommen, oder der Schäfer benutzte, wie in der Lüneburger Heide, eine Art Handschneepflug, die sogenannte „Kruke“, mit der er im weiten Bogen einen mehrere Meter breiten Weg um den „Butenkam“⁶ herum bahnte. Auf diesem dann schneefreien Streifen weideten die Schnucken. Im Stall wurde lediglich Zufutter⁷ gestreut. War der Winter so streng und anhaltend, daß die Tiere ihre Nahrung nicht draußen suchen konnten, wurden sie zwar im Stall gehalten. Doch war das Heu, das sie bekamen, oft „so elend ... oder ihnen so kärglich zugemessen ...“, daß nicht selten ganze Heerden davon wegsterben“, berichtete v. Schwerz aus dem Münsterland.⁸ Trotz des Problems der Überwinterung, das bei der Struktur der früheren extensiven Landwirtschaft ja für alle Tiere das gleiche war, bestand beim Schaf dennoch die Möglichkeit, es dank seiner Eigenschaften im allgemeinen leichter über die futtermarme Zeit⁹ zu bringen. Schließlich wird es auch im intensivierten Betrieb noch heutigentags so lange wie möglich ausgetrieben und findet eine gute Weide selbst auf der Wintersaat.

Fragen wir nun danach, wie die Grundlage der Schafhaltung dort beschaffen war, wo die absoluten Weiden gegenüber der Anbaufläche kleiner gewesen sind, wo sie in dem bisher genannten Maße fehlte. Zunächst stehen auch hier natürlich landwirtschaftlich ungenutzte Flächen, wie Felldraine, Koppelwege, Straßengräben, Böschungen usw. zur Verfügung. Aber auch im landwirtschaftlichen System selbst hat das Schaf seine Stellung und Bedeutung: Die Dreifelderwirtschaft, bei welcher der Stand der Viehzucht nach Krzymowski (1951, S. 150) „ein ebenso extensiver wie derjenige des Pflanzenbaues“ ist, gibt dem Schaf mit der Brache eine Weidemöglichkeit und damit Existenzgrundlage.¹⁰ Hinzu trat im Herbst die Stoppelweide, auf welche die Schäfer schon ungeduldig warteten und die ihnen nach den Bestimmungen des Flurzwanges nach einem ge-

wissen Termin auch zur Verfügung stand. Wer seine Felder nicht rechtzeitig abgeerntet hatte, mußte gewärtig sein, daß sie rücksichtslos übertrieben wurden.¹¹ Die Bedeutung gerade der Stoppelweide für die Schafhaltung ergibt sich z. B. auch daraus, daß in Wallenrod am Vogelsberg nach eingebrachter Ernte ausgeschellt wurde, daß „die Stoppeln aufgehen“, d. h. zur Weide freigegeben sind.¹²

Anders als in Gebieten mit absoluter Schafweide besteht dort, wo Dreifelderwirtschaft überwiegt, eine ausgesprochene Wechselbeziehung zwischen Schafhaltung und Anbauwirtschaft, ja beide bedingen in gewissem Sinne einander. Während letztere auf Grund ihres Fruchtfolgesystems dem Schaf eine hinlängliche Ernährungsgrundlage garantiert, fördert dieses allein durch das Beweiden die Nutzungsmöglichkeit der Anbaufläche. Als Beispiel sei folgender Fall aus Immenhausen im württembergischen Oberamt Bebenhausen angeführt: Die dortige Gemeinde reichte (um 1780) ein Gesuch um Abschaffung ihrer Schafe ein, da sie in Zukunft die Brache besäen wolle. Dieser Eingabe wurde stattgegeben. Aber schon nach kurzer Zeit („nicht länger als zwei Pflugrechte“) bat sie wieder, ihren Antrag rückgängig zu machen, „weil das Gras in ihrem schweren Boden so überhandname, daß sie davor fast keine Frucht mehr bekäme“.¹³ Es ist also der Schafsverbiß, der das Feld vor dem Verkrauten bewahrt und im Stadium der Dreifelderwirtschaft ebenso wichtig für die Ertragsfähigkeit des Bodens sein konnte wie der Schafdünger, über dessen Bedeutung an anderer Stelle gesprochen werden soll. Als mit den kameralistischen Bestrebungen eine Intensivierung des Anbaus einhergeht und die Brache weitgehend mit Futterpflanzen bebaut wird, ist zwar der Schritt zu einer ausgedehnteren Stallhaltung getan, doch ist das Wechselverhältnis zwischen Anbau und Schafhaltung gestört: Die Schafhaltung beginnt zumindest im bäuerlichen Bereich abzusinken.¹⁴

Der Schafsverbiß, der sich also durchaus vorteilhaft für die Anbauwirtschaft auswirken konnte, hat jedoch auch negative Eigen-

schaften, die sich für die Ernährung des Tieres selbst nachteilig auswirken können und ausgewirkt haben. — Bekannt sind eine Vielzahl landesherrlicher Bestimmungen, welche die Waldweide für Schafe verbieten, da ihr Verbiß dem Baumbestand erheblich schadet.¹⁵ In der Tat kann der Verbiß so stark und intensiv sein, daß er den Charakter ganzer Landschaften prägt. Das gilt in ganz besonderem Maße für das Gebiet der Lüneburger Heide, die — ursprünglich bewaldet — im Mittelalter abgeholzt und dadurch zur Heide und zum erstrangigen Weideland wurde. Jeder Versuch einer Bepflanzung oder Aufforstung wurde durch den Verbiß unmöglich gemacht.¹⁶ Für die schwäbische Alb berichtet Hornberger¹⁷ ebenfalls, daß der Landschaftscharakter durch die Wanderschafherden bestimmt wurde. — Auch die Verkarstung von Gebirgen geht zu einem beträchtlichen Teil auf die starke Schafhaltung besonders im Bereich der balkanischen Transhumanz zurück. So berichtete Professor Vakarelski, Sofia, auf der Tagung für Agrarethnographie in Berlin (1955), daß in Bulgarien die starken Wanderherden heute noch ein Aufforsten der Gebirge verhindern.¹⁸ Für die Beskiden beschreibt Hanslik¹⁹ sehr anschaulich die Folgen derartiger ausgedehnter Schafhaltung:

„Die Beskiden, von Natur ein prächtiger, natürlicher Waldboden, mußten erst geschwendet, niedergebrannt werden, bevor sie der Viehzucht eine Stätte boten ... Sowohl die sterilen Abhänge als auch ... die Gipfel der Berge wurden so entwaldet. Die natürliche Folge der Entwaldung aber war die Entwertung des Bodens durch Abkriechen der Humus- und Gekriechschicht. Trockenpflanzen, wie vor allem der Wachholder, siedelten sich an der Stelle des alten Nadelwaldes auf dem durchlässiger gemachten Gesteine an. Solche Bilder typischer ... Raubwirtschaft bieten heute viele Gemeindewälder unseres Gebietes. Insbesondere bietet der Eintritt in das Soladefilee nördlich von Saybusch einen schauerlichen Eindruck durch die mächtige Wachholderwüste, welche die Talhänge bis tief nach Międzybrodzie hinein begleitet.

Auf den Rückenflächen hat die Vernichtung des Nadelwaldes infolge der geringeren Steilheit des Bodens nicht zur Wachholderbildung geführt, sondern zur Ansiedlung von Laubbäumen, besonders von Buchen, die unter dem Schaffraß in Form von Gestrüpp in die Breite wachsen. Selten ist es einem Baum gelungen, sich durchzuarbeiten. Meist steht er inmitten einer Gestrüppinsel, durch diese vor den Tieren geschützt, da. Es wird nicht bald so magere, von lauter hartem ‚Bürstling‘ gebildete Wiesen mit so artenarmer Vegetation geben, wie diese beskidischen Weiden der Goralen. Tausende von Maulwurfshügeln bedecken den ungepflegten Boden. Das sind die Zustände, die heute noch in dem größten Teile unseres Gebietes die Regel sind und die einem den großen Unterschied alpiner und karpathischer Weidewirtschaft²⁰ sehr lebendig ins Bewußtsein bringen.“

Wir haben diese Schilderung so ausführlich gebracht, weil sie die verheerenden Folgen des Schafverbisses zeigt und die landesherrlichen Verbote der Schafweide im Wald verständlicher werden läßt. Wie schon oben gesagt, kann sich der Verbiß einerseits günstig auf die Anbauwirtschaft²¹ auswirken, versperrt andererseits aber dem Schaf — wie auch der Ziege — die ausgiebige Waldweide.²²

Hatten wir feststellen können, daß das Schaf dank seiner Genügsamkeit auch auf kargstem Boden gedeiht, ja seine Haltung dort oft die einzige nennenswerte landwirtschaftliche Nutzung sein kann, gilt es abschließend zu untersuchen, ob es Umstände gibt, welche seine Haltung erschweren. Wir sehen dabei vorerst davon ab, daß intensiver Anbau mit künstlicher Düngung und Möglichkeiten, auch bisher steriles Land erfolgreich unter den Pflug zu nehmen, das Schaf nicht nur beiseite schiebt, sondern seine Haltung sehr erschwert.²³ — Obwohl genügsam und widerstandsfähig gegen bestimmte Witterungseinflüsse, ist das Schaf ein Tier, das für eine Reihe seuchenähnlicher Krankheiten recht anfällig ist. Zu diesen gehören vor allem Leberegelseuche und Moderhinke, die auf feuchten und nassen Wiesen auftreten.

So heißt es schon in einer kleinen Schrift des 16. Jahrhunderts: „Mit der Hüttung der Schaffe muß ein Schäffer vorsichtig sein / damit er sie nicht in den Rohrsümpffen / brüchigen / und nidrigen / nassen Orthen hütte / Denn sie gerne darnach auff den Winter sterben / Sondern die hohe und truckene Orth zur Weyde / sein den Schaffen am bequemsten / sonderlich die Brochweyde / etc.“²⁴ Noch heute gehört es zur Gewohnheit der Schäfer, auch erst dann auszutreiben,

wenn die Sonne das Gras vom Taubefall getrocknet hat, und es ist klar, daß die Schafhaltung in Gebieten mit hoher Niederschlagsmenge²⁵ oder in Überschwemmungsgelände nicht von Bedeutung sein kann. In dieser Anfälligkeit liegt es wohl mitbegründet, daß das Schaf in der Marschenwirtschaft mit ihren fetten aber feuchten Weiden kaum gehalten wird, dafür aber dort die Rindviehhaltung blüht. Erst auf der trockeneren Geest treffen wir das Schaf wieder in größerer Zahl an.²⁶

Die Schafhaltung

I. Von der Schafhaltung zur Schafzucht¹

Die eingangs angedeutete vielseitige Nutzungsmöglichkeit und die spezifischen Eigenschaften des Schafes, die seine Haltung gegenüber der anderer Haustiere zweifellos begünstigten, haben ihm schon in früherer Zeit eine große Bedeutung gegeben.

Wir hatten an anderer Stelle² bereits Gelegenheit, auf die Schafhaltung in den neolithischen Kulturen Europas hinzuweisen, wobei wir die Möglichkeit einer Schafhaltung schon für das Mesolithikum verneinen mußten. Mit zunehmender Organisierung der Landwirtschaft stieg auch die Bedeutung des Schafes, dessen Produkte man sich immer stärker zunutze machte. Ob einige davon besonders geschätzt wurden bzw. ob man das Tier vielleicht sogar auf eine bestimmte Nutzung züchtete, läßt sich für den mitteleuropäischen Raum kaum sagen. Daß man die Wolle verwertete, beweisen hinlänglich die aus bronzezeitlichen Moorfunden geborgenen Stoffreste. Sehr wahrscheinlich ist das Schaf aber auch als Fleischtier und Milchlieferant genutzt worden, während man die Bedeutung des Düngers erst später erkannt haben dürfte.

Die Linguisten sind, soweit wir sehen, der einhelligen Meinung, daß das Schaf zu den ältesten und wichtigsten Haustieren der Indoeuropäer zählte.³ Ob dabei das Torfschaf (*ovis aries palustris Rüttimeyer*), wie Nehring⁴ meint, vorindoeuropäisch ist und das Kupferschaf (*ovis aries studeri Duerst*) mit einer feineren und ergiebigeren Wolle von den Indoeuropäern nach Mitteleuropa gebracht wurde, ist ein zoologisch-prähistorisches Problem von Wichtigkeit, das hier aber nicht weiter erörtert werden kann.⁵ Fest steht aber wohl, daß die allgemeine Einheitlichkeit des Haustierbestandes im jüngeren Neolithikum verlorengeht,⁶ d. h., daß vom Ende des Neolithikums ab das Schaf in mehreren Varianten auftritt, was — bei allem Vorbehalt — auch schon auf eine differenziertere Nutzung hinweisen könnte.⁷

Genauere Hinweise auf die Schafhaltung und ihre Bedeutung geben uns aber erst die klassischen griechischen und römischen Quellen. Ganz allgemein ist zu sagen, daß das Schaf im Wirtschaftsleben der antiken Welt eine exzeptionelle Stellung eingenommen hat. Macht und Reichtum der Könige und Fürsten beruhte vielfach auf dem Besitz an Schafherden, ja „aus Herdenführern sind die Führer des Volkes (*ποιμένες λαών*) hervorgegangen. Ehrende Beinamen altgriechischer Geschlechter *πολόραγης* und *πολύμηλος* (Varro II, 1) nehmen auf Schafreichtum Bezug. Die Überlieferung läßt auch die römischen Könige von Schafhirten abstammen“.⁸ Für den alten Orient hat Jost⁹ nachgewiesen, daß sich die Könige „mit Vorliebe die Bezeichnung Hirte zulegen“. Auch „das Ägyptische gibt ebenfalls Zeugnis von der Gleichsetzung von Hirte und König“.¹⁰ Und „mit der Anwendung des Hirtenbildes auf das Königtum Davids wird Hirte zum hebräischen Königstitel, wie der *ποιμήν λαών* bei den Griechen und in Babylonien“.¹¹ Im übrigen schildert das Alte Testament in den verschiedenen Büchern sehr deutlich die Stellung des Schafes im Wirtschaftsleben des israelischen Volkes. — Auch im kultischen Bereich zeichnet sich deutlich ab, in welchem starkem Maße die allgemeine Prosperität mit von der Schafhaltung abhing. Eine ganze Anzahl von Göttern sind Schutzherren der Schafherden. Sie werden als Schäfer dargestellt und angesprochen.¹² Das Bild bzw. das Gleichnis von „guten Hirten“ und die religiöse Hirtenallegorie überhaupt gehen letzten Endes auf die Bedeutung der Schafhaltung in den klassischen Ländern Europas und des Vorderen Orients zurück.¹³

In der Antike nun ist das Schaf im gewissen Rahmen bereits auf spezielle Produkte hin gehalten, ja vielleicht auch schon gezüchtet worden. Die Berichte antiker Autoren lassen jedenfalls erkennen, daß man bereits Kreuzungen kannte und es verstand, für die jeweilige Schafrasse die richtige Weidelandchaft zu finden.¹⁴ Wir wissen auch, daß Schafe mit feiner Wolle, die im Preis sehr hoch standen, in Ägypten und Libyen gehalten wurden.¹⁵ Auch das attische und das

Tarentinerschaf wurden als „oves tectae“ wegen ihrer feinen Wolle besonders gepflegt.¹⁶ — Daß es auch als Fleischtier genutzt wurde, erhellt aus seiner häufigen Erwähnung als Opfertier in der klassischen Welt.¹⁷

1. Allgemeine Nutzung

In Zentraleuropa dürften die Verhältnisse in der frühgeschichtlichen bis spätgermanisch-frühmittelalterlichen Periode so gewesen sein, daß das Schaf hier noch vorwiegend *allgemein* genutzt wurde. Bevölkerungsdichte, Handwerk und Handel sind noch nicht so weit entwickelt, daß spezielle Produkte der Schafhaltung besonders begehrt gewesen wären. Aus den spätgermanischen Gesetzen läßt sich jedenfalls nichts entnehmen, was über eine allgemeine Nutzung des Schafes hinausginge. Daß das Tier aber — eben seiner vielseitigen Nutzungsmöglichkeiten wegen — geschützt war, zeigen deutlich die schweren Strafen, die über den verhängt wurden, der sich des Diebstahls an einem Schaf schuldig gemacht oder gar die Person des Schafhirten angegriffen hatte.¹⁸ — Wie wir später noch ausführlicher erörtern werden, ist das Recht der Schafhaltung ursprünglich vorwiegend auf das dörfliche Gemeinwesen beschränkt. Auch derjenige, welcher größeren Landbesitz hat, ist gezwungen, sein Vieh dem Gemeindehirten vorzutreiben, d. h., daß wir zu Beginn des Feudalismus vor allem von einer bäuerlichen Schafhaltung sprechen müssen, die in erster Linie der Deckung des eigenen Bedarfs an Wolle, Fleisch, Milch und deren Verarbeitungsprodukten diente,¹⁹ wobei der wertvolle Dünger durch das Beweiden der Brache allen Schafhaltern gleichmäßig zugute kam. Auch die nicht unbeträchtlichen Schafherden auf den königlichen Gütern²⁰ werden kaum anders als für die Bedürfnisse des Hofes gehalten worden sein, die allerdings in späteren Jahrhunderten so angewachsen waren, daß beispielsweise der kursächsische Hof zur Auffüllung seiner Herde mehrfach Hunderte von Schafen einfuhrte bzw. ankaufte.²¹

Wir sagten, daß das Recht der Schafhaltung anfangs allgemein war, daß Einzelpersonen kaum größere Rechte eingeräumt wurden. Ja, in vielen Fällen — das geht aus einer Anzahl von Weistümern hervor — wird das erweiterte Weiderecht einzelner zu Gunsten der Allgemeinheit, d. h. zu Gunsten der bäuerlichen Schafhaltung eingeschränkt. Zu einer besonderen Herausbildung von Einzelprivilegien sei auch noch gar keine Veranlassung gewesen, meinte bereits Hildebrand,²² denn vor dem 13. Jahrhundert lasse sich zumindest in Deutschland kaum ein Wollhandel feststellen. Das aber bedeute, daß der Grundherr gar keine Veranlassung hatte, wesentlich mehr Wolle zu produzieren, als er für seinen eigenen Bedarf benötigte.

Das wird nun aber anders, als mit der Entwicklung und Ausbreitung des Städtewesens ein Anwachsen der Bevölkerung und eine Konsolidierung des städtischen Handwerks einhergeht. Diese Faktoren, die ganz allgemein einen größeren Bedarf an Versorgungsgütern bedingen, wirken sich natürlich auch auf die Schafhaltung aus. So finden wir um diese Zeit nicht nur einen allgemeinen Aufschwung der Schafhaltung, der sich aus dem erhöhten Fleischbedarf der Stadtbevölkerung erklären läßt, sondern auch ein Anwachsen der Wollproduktion und damit der Wollverarbeitung, d. h., vom 14. Jahrhundert an wurde im zentraleuropäischen Raum im größeren Rahmen *erstmalig* damit begonnen, das Schaf auf eine bestimmte Nutzung, und zwar vorwiegend auf Wolle, zu halten und damit auch in gewisser Weise zu züchten.²³ Von diesem Zeitpunkt an produziert man über die eigene Bedarfsdeckung hinaus, und es ist schon vom Standpunkt der Nutzung aus wohl berechtigt, nun von einer bäuerlichen und einer grundherrlich-feudalen Schafhaltung zu sprechen. Von einer grundherrlich-feudalen Schafhaltung insofern, als die Produktion — namentlich die der Wolle — über den eigenen Bedarf hinaus nur von den Gütern aus möglich ist, die über größeren Landbesitz und damit über genügend Weideland verfügen, das sie später durch willkürliche Einbeziehung von Bauernland noch erwei-

tern.²⁴ Man muß im Lauf der Entwicklung — wir kommen darauf noch im einzelnen zu sprechen — sogar von einem Gegensatz zwischen bäuerlicher und gutsherrlich-feudaler Schafhaltung sprechen, denn „die kleinbäuerliche Schafhaltung tritt immer mehr zurück gegenüber dem Großbetrieb in der grundherrlichen Wirtschaft, die sich in diesem Zweige der Viehzucht geradezu monopolistisch zu entwickeln bestrebt war“.²⁵ Nur selten gelingt es den Bauern, sich dieser Monopolstellung zu erwehren und beispielsweise ihr Almderechth gegenüber dem Grundherrschaft durchzusetzen. Hinzu kommt, daß auch die Städte selbst vom 14. Jahrhundert ab beginnen, Schafe in großen Herden zu halten, um den Fleisch- und Wollbedarf aus eigenem Aufkommen zu decken.

Wir haben also — um es noch einmal zusammenzufassen — im wesentlichen zu unterscheiden zwischen einer vorwiegend bäuerlichen Epoche der Schafhaltung zur Deckung des Eigenbedarfs ohne bedeutende Spezialisierung einer bestimmten Nutzung des Schafes und einer späteren, etwa seit dem 14. Jahrhundert grundherrlich-feudal bestimmten Epoche der Schafhaltung, in der auch mit den Mitteln und Maßnahmen des außerökonomischen Zwanges über den Eigenbedarf hinaus in erster Linie Wolle produziert wird. Damit wird dieser Abschnitt in der Geschichte der Schafhaltung oder im gewissen Sinne auch der Schafzucht zu einer Geschichte der Wollproduktion schlechthin.

Diese Nutzung jedoch allein zum Gegenstand einer historischen Abhandlung zu machen, gäbe kein reales Bild von der Entwicklung der Schafhaltung, die ja bis ins Spätmittelalter hinein gerade durch die allgemeine vielseitige Nutzungs- und Verwendungsmöglichkeit charakterisiert ist. Es wird also im folgenden unsere Aufgabe sein, von der Bedeutung der verschiedenen Produkte der Schafhaltung und ihrer Nutzungsmöglichkeiten einen kurzen wirtschaftshistorisch orientierten Abriss zu geben, wobei die Wolle als letztes behandelt werden soll.

2. Verwertung des Düngers

Ein Produkt der Schafhaltung, das sowohl in der bäuerlichen als auch in der grundherrlich-feudalen Wirtschaft einen großen Wert darstellt, ist der Schafdung, dessen anfallende Menge durch keine züchterischen Maßnahmen erhöht werden kann, dessen Wert allein durch die Güte des Futters bzw. den Zustand der Weide bestimmt wird. — Wir sagten schon in der Einleitung, daß Schafhaltung und Dreifelderwirtschaft einander bedingen, daß die Produktivität dieser bis ins frühe 19. Jahrhundert vorherrschenden Form der Anbauwirtschaft weitgehend vom Schafdünger abhängig war.

Erst vom 14. Jahrhundert ab gibt es einen Anreiz, ja liegt die Notwendigkeit vor, infolge des Anwachsens der Stadtbevölkerung die allgemeine Produktion zu erhöhen. Wenn das in unserem Zusammenhang auch nur bestimmte Nutzungsformen der Schafhaltung betraf, so galt es in hohem Maße auch für die Anbauwirtschaft. Auf diesem Sektor die Produktivität zu erhöhen, war zu damaliger Zeit aber nur durch eine Verbesserung des Bodens mit den zu Gebote stehenden natürlichen Mitteln möglich, d. h. durch intensivere Düngergaben.²⁶ Da anfallender Stalldung im System der Dreifelderwirtschaft nur gering war, konnte besonders durch die Schafhaltung bzw. durch das Beweiden und das damit erfolgende planmäßige Düngen der Brach- und Stoppelweiden eine relative Bodenverbesserung durchgeführt werden. Denn vor jedem anderen ist der Schafdünger reich an Phosphorsäure, Kalk und Harnstickstoff.²⁷

Während in der Frühform der Dreifelderwirtschaft Brache und Stoppelweide in erster Linie der Ernährung des Schafes dienten, wurde nunmehr der Schafhaltung auch die Aufgabe der Weidedüngung gestellt. Mit anderen Worten: Man wird vom 14. Jahrhundert ab mit dem Beginn einer bewußteren Düngung innerhalb des Systems der Dreifelderwirtschaft rechnen dürfen.

Diese Form des bewußteren und planmäßigeren Düngens in der Dreifelderwirtschaft ist das Pferchen,²⁸ von dem Hilde-

brand²⁹ schreibt, daß es vor allem erst im 15. und 16. Jahrhundert richtig zur Geltung gekommen sei. Zu Grunde liegt „das Recht des Pferchs, das Recht nämlich, die Schafe der Hörigen usw. zur Düngung der gutsherrlichen Felder zu benutzen. Wir finden von dieser für größere Landwirthschaften so wichtigen Gerechtsame, wegen der vor Einführung der veredelten Schafzucht vielfach Schäfereien unterhalten wurden,³⁰ im frühen Mittelalter in Deutschland keine Spur.“ Ergänzend zu Hildebrand muß allerdings gesagt werden, daß das Pferchrecht nicht ausschließliches Privileg der Grundherren,³¹ die ihre Felder durch die Schafe der Untertanen düngen ließen, war. Das Pferchrecht haben in einer Gemeindegewalt die einzelnen Bauern bzw. in einer Genossenschaftsschäferiei meist auch die einzelnen Schafhalter. Daß das Pferchrecht eine später eingeführte Gerechtsame ist, die nicht ihren ursprünglichen und organischen Platz inmitten der sonstigen Weide- und Hutungsrechte einnahm, zeigt der Umstand, daß es „weder mit der Trift-, Hutungs- und Schäferieygerechtigkeit unzertrennlich verknüpft, noch aus diesen schlechterdings zu folgern [ist] ... Doch wird hierzu nicht allemal ein besonderer Titel erfordert, sondern wer das Recht hat, auf seinen Feldern zu weiden, von dem wird auch vermuthet, daß er im Besitz des Pferch- und Hürden-schlages sey.“³² Ergänzend dazu sagt Eschenmayer,³³ daß das Pferchrecht in der Regel mit dem „Schäferieyrechte und der Schäferiey-gerechtigkeit“, aber nicht mit dem Rechte „Schaafe zu halten verbunden [sei]. Es kann zwar jeder Eigenthümer auf eigenen Grundstücken das Pferchrecht ausüben ... hingegen zu dem Pferchrecht auf fremden Grundstücken gehöret ihm ein besonderer Rechtstitel.“

Hinzu kommt, daß die Größe der Schafherden je nach den Weidemöglichkeiten, die der Gemeinde zur Verfügung standen, meist begrenzt war. Da aber größere Bauern mehr Vieh halten durften als die mittleren und kleinen, standen ihnen auch mehr Pferchnächte zur Verfügung. So wurde ein proportional gleiches Düngen für alle Berechtigten

gewissermaßen garantiert- und das galt weitgehend bis zum Einsatz der Mineraldüngung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erworbenes Pferchrecht durfte somit auch nicht an Ortsfremde in irgendeiner Weise veräußert werden.³⁴

Wie geht nun das Pferchen vor sich? „Beim Pferch oder Hordenschlag werden die Schafe auf einem zu düngenden Feld für die Zeit der Ruhe in eine Umzäunung gesperrt, wodurch dem Boden direkt Kot, Harn und sogar die Ausdünstungen zugeführt werden.“³⁵ Diese Umzäunung wird aus einer Anzahl von Hürden erstellt, die nach der Form des Feldes meist rechteckig oder quadratisch sind, aber auch dreieckig sein können.³⁶ Die Hürden bestehen in heutiger Zeit aus Lat-ten, die durch drei Längspfosten und diagonale Verstrebungen zusammengehalten werden (Länge 3,5–4 m, Höhe 1–1,2 m). Bei der Wanderschäferiei benutzt man in vielen Fällen geknüpft Pferchnetze.³⁷ Mancherorts verwendeten die Schäfer noch im 20. Jahrhundert die aus Weidenruten geflochtene Pferchwand, die, wie zahlreiche Abbildungen von Schäferszenen ausweisen, seit dem späten Mittelalter wohl allgemein gebräuchlich waren und die in gewisser Weise zugleich als Wetterschutz dienen konnten. v. Engel³⁸ hebt diesen Vorteil der zu seiner Zeit in Mecklenburg üblichen, aus Haselruten geflochtenen Zäune gegenüber den Lattenhürden hervor. In England soll man noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts vielfach mit Stroh durchflochtene Pferchwände benutzt haben, die einen dichten Schutz bildeten. „In einem solchen Pferch müssen dann die Schafe den Winter verbringen und auch ablammen.“³⁹ Bekanntlich ist in Ungarn diese zusätzliche Bestimmung der Pferche besonders ausgeprägt.⁴⁰

Beim Aufstellen bzw. Umsetzen des Pferches kommt es vor allem darauf an, ihn gegen das Andrängen der auf kleinsten Raum zusammengetriebenen Herde und gegen den Winddruck zu sichern, d. h. es müssen die Eckverbindungen und die äußeren senkrechten Pfosten zweier aneinander stoßender Hürden besonders fest gemacht werden. Hierzu

benutzen die Schäfer etwa $1\frac{1}{2}$ m hohe Pfähle, die unten angespitzt und oben oft durch ein Eisenband verstärkt sind, damit sie beim Einschlagen in die Erde nicht aufspalten. An diesen Pfählen werden die Hürden durch selbst verfertigte „Weidenkringel“⁴¹ oder Drahtschlingen derart befestigt, „daß sie den Pfahl mit je einem Pfosten von zwei Hürden“ zusammenhalten.⁴² Mit einem Holzhammer von etwa 25 cm Durchmesser und 30 cm Länge, an welchem ein ca. 1 m langer Stiel befestigt ist, werden die Pfähle eingeschlagen.⁴³ Selten verwendet man dazu einen eisernen Hammer.

Je nach der Herdengröße, nach welcher sich natürlicherweise die Intensität der Düngung richtet, muß der Pferchplatz verlegt werden. Man sagt, der Pferch wird „vor- oder fort- oder nachgeschlagen“,⁴⁴ und das geschieht 1–3 mal in der Nacht,⁴⁵ wobei im ganzen eine Fläche von etwa 1 ha gedüngt wird.⁴⁶

Diese Art des Pferchens,⁴⁷ durch welche das ganze Feld je nach Größe während einiger Nächte⁴⁸ gleichmäßig gedüngt wird, ist recht intensiv, denn „man nimmt an, daß der Pferch von 400 Schafen in einer Nacht gleich der Auffuhr von 20 ctrn. Stallmist sei“.⁴⁹ „Man betrachtet als einen starken Pferch, wenn 3200 Stück Schafe oder mehr, als einen mittelmäßigen Pferch, wenn 2400, als einen schwachen, wenn 1600 Stück eine Nacht über auf einem württ. Morgen Feldes zubringen“.⁵⁰ Wenn man bedenkt, daß eine Herde von nur 150 Muttertieren und der entsprechenden Anzahl von Lämmern in 10–12 Pferchnächten auf 1 ha Land

35,5 Kilo Stickstoff

14,1 Kilo Phosphorsäure (P_2O_5) und

43,1 Kilo Kalk (K_2O),⁵¹

also hochwertigen Dünger produzieren kann, so zeigt das deutlich den Wert, der selbst zu unserer Zeit in Gegenden, in denen Schafhaltung noch betrieben wird, gilt.⁵² So gewinnt in den Gäulandschaften zwischen Main und Neckar „für den vermehrten Hackfruchtbau der Schafdünger an Bedeutung, so daß auch nach Wegfall der ehemals großen Gemeineweiden mit ihrem reichen Futter die Schaf-

haltung geblieben ist und im modernen landwirtschaftlichen Gefüge einen neuen Platz gefunden hat“.⁵³ Schließlich sei auch erwähnt, daß „schwer erreichbare und abgelegene Grundstücke ... nur durch die Pferchwirtschaft in Kultur gebracht und in solcher erhalten werden können“.⁵⁴

Der Wert des Hürdenschlags für die Landwirtschaft spiegelt sich in der Überlieferung vielfältig wider. So bestimmt die „Pauer Gesinde, Hirten und Schäfer Ordnung, nach welcher sich jedermann in denen 6. Neumärckischen Creysen zwischen der Oder und Warte, und im Lande Sternberg auch in denen beyden Herrschaften Besekow und Storckow richten sollen“ vom 16. Juni 1646,⁵⁵ daß kein Schäfer „wie bishero muthwillig geschehen, hinführo sich verweigern [solle], auf seiner Obrigkeit Begehren von Mariae Verkündigungs Tage, bis so lange die Pfale frostes halber nicht mehr in die Erde gebracht werden können, das Hortlager zu Mittag und zu Nacht zu halten, bey Erstattung des Schadens, so derselbige, deme das Hortlager abgeheth, auf guter Leute Erkänntniß zu estimieren hat, und bey Straffe, so nach Maß der bewiesenen Wiederwertigkeit anzuordnen. Do fern auch die Hortten nicht alle Morgen fortgesetzt würden, soll der Schäffer für jedesmahl, so er vorsätzlichen versäümet, einen Scheffel Rocken vom Lohn seinen Herren verfallen seyn“. Auch das Zinckesche Lexikon⁵⁶ weiß zu berichten, daß „ein jeder Schäfer schuldig [sei], den Pferch zu schlagen, und wenn er, ausser ungestümen Wetter, solches unterlässet, muss er vor jede Nacht einen Scheffel Korn Strafe geben.“ Aus diesen beiden Beispielen herrschaftlicher Verordnungen, die sich noch um ein Beträchtliches vermehren ließen, ergibt sich ganz eindeutig, wie stark Produktivität und Ertragsfähigkeit des Bodens vom Schafdünger bzw. dem Pferch abhängig waren.

Konnte der Grundherr durch Strafanrohungen auf sein Pferchrecht pochen, mußte der Bauer schon die Gunst des Schäfers zu gewinnen suchen. Nicht umsonst heißt es im Schwäbischen: „Im Herbst soll man dem Schäfer mit einem Stück Brot nach-

springen ...“,⁵⁷ d. h. ihn einladen und auffordern, mit seiner durchziehenden Herde die Stoppelfelder zu bepferchen. In Landschaften mit Genossenschafts- oder Gemeindegewirtschaft ging der Pferch reihum. „Der Bauer, auf dessen Feld der Schäfer pferchte, war verpflichtet, dem Schäfer die ganztägige Nahrung und Hundefutter zu liefern.“⁵⁸ Der Schafhalter gar (im Waldeckschen), der zu Martini den Pferch hatte, mußte eine Gans braten und den Schäfer mit seiner Frau zum Essen einladen.⁵⁹ Wie uns Schäfermeister Karl Müller aus Altengottern im Kr. Mühlhausen mitteilt, hing die Intensität des Pferchdüngens sehr von Menge und Qualität des Essens ab, das der Schäfer bekam. Denn er verstand sich, wie unser Gewährsmann sagt, auf gewisse Kniffe, wie er die Dungabsonderung fördern oder auch verringern konnte.⁶⁰ Man sparte natürlich auch nicht mit Anerkennung für die Leistung des Schäfers, wenn er über Martini hinaus den Pferch schlagen konnte. War er im Fränkischen mit seinen Tieren noch zu Weihnachten auf den Feldern, zog gern ein großer Teil der Männer und der Dorfjugend am Heiligen Abend hin zum Pferch, um ihm Geschenke zu bringen.⁶¹ — Im allgemeinen wurde der Schäfer wohl für das Pferchen entlohnt, und mitunter dürfte dieser Betrag nicht allzu gering gewesen sein, denn noch 1955 klagte ein Schäfermeister vor dem Göttinger Arbeitsgericht das ihm zustehende Pferchgeld von 2.— pro Nacht ein.⁶² Aber auch die Gemeinde oder die Schäfergenossenschaft ließ sich den Wert des Schafdüngers von dem Berechtigten oder dem Pächter gut bezahlen. Diese Summen waren beträchtlich. Betrugten doch allein an Pferchgeld die jährlichen Einnahmen der Schafweidegenossenschaft von Nörten-Hardenberg bei Göttingen (noch 1870) 731 Taler.⁶³

Nicht so allgemein verbreitet wie das Pferchen, war die Verwertung des Schafmistes auch als Stalldünger, und zwar, wie es scheint, in Gebieten, in denen der Schafbestand nicht so schnell absinken konnte, d. h. in Gebieten mit vorwiegend absoluten Weiden.

Stallartige Nutzung des Schafdüngers wird

uns bereits aus den flämischen Landschaften des 16. Jahrhunderts berichtet, in denen möglicherweise das Pferchen gar nicht bekannt war.⁶⁴ Hier wurden die Schafe in feste, mit einem Dach versehene Krale getrieben. Ein Kalenderblatt aus dem Breviarium Grimani des 16. Jahrhunderts zeigt, wie eng sie darin lagen. In diesen offenen „Ställen“ übernachtete die Herde das ganze Jahr über. Aus Erde und Heidekraut wurde die Streu gemacht, die immer wieder erneuert wurde und auf der die Tiere selbst den Mist gut festtraten.⁶⁵ Wahrscheinlich wurden diese Krale einmal im Jahr geleert.

Ein ähnliches Prinzip soll es im Hunsrückgebiet (Gondershausen) gegeben haben: „Die Schafe gingen nach der Ernte über die Stoppelfelder, sonst war die ‚Stiwel‘⁶⁶ ihr Weideplatz. Hier standen hohe Eichbäume, unter denen an heißen Tagen die Herde mittags in den Pferch getrieben wurde. Die Bauern streuten Stroh hinein, „das von den Schafen gedüngt und ‚gestiwelt‘ wurde. Der wertvolle Dünger wurde nachher in die Felder abgefahren“.⁶⁷

Regelrechte Umlaufställe für Schafe hat man in Niederdeutschland noch im 20. Jahrhundert gehabt. So wird uns aus Harth, Kr. Büren berichtet, daß der Schafstall des Gutes erst im Frühjahr ausgemistet wurde, wenn die Herde im wesentlichen den ganzen Winter dort verbracht hatte.⁶⁸ — „Die Schafställe [im Kreise Cloppenburg] wurden als Hauptdungstätte benutzt. War der Stall vom Mist entleert, kam zuerst der neu angefallene Dünger als Unterlage hinein, darauf eine mollige Lage Stroh, und der Anfang der neuen Dungstätte war gemacht. Immer wieder wurde der Dünger aus den Ställen in den Schafstall gebracht, immer schön mit Stroh bestreut. Die Schafe traten den Dünger fest, so daß er sich gut als Kurzdünger verwerten ließ. Im Frühjahr war, wie ich selbst gesehen habe, der Dünger im Schafstall so hoch angewachsen, daß die Herde beim Öffnen der Tür wie ein grauer Wasserfall herunter- und heraussprang aus dem Stall“.⁶⁹ Ein solcher Stall soll „etliche 100 Fuder“ Schafdünger jährlich geliefert haben.⁷⁰

Etwas anders verfuhr man z. B. in Schätzedorf, Kr. Harburg, wo der mit Plagen vermengte Schafdünger noch eine Zeit lang in Mieten eingelagert wurde.⁷¹

In den Umlaufställen des Oberwallis hatten die Schafe die Dungschicht im Frühjahr so fest getreten, daß man sie in rechteckige Stücke schneiden konnte. Diese „Schafpletschen“ wurden an der Luft getrocknet und waren dann als Dünger sehr begehrt.⁷² — Diese feste Konsistenz der Mist-schicht machte man sich auch dort zunutze, wo das geringe Holzvorkommen für die Heizung im Winter nicht ausreichte. Man stach hier würfelförmige Stücke ab, die an der Luft zunächst ein halbes Jahr lang vorge-trocknet, dann in Scheiben gespalten, noch einmal ein halbes bis ein Jahr lang getrocknet und dann mit Holz zusammen verbrannt wurden. Der Heizwert war so gut, daß vier bis fünf Mistscheiben pro Tag genügten, um das Feuer zu unterhalten.⁷³ Von der Asche der Mistscheiben schreibt 1742 ein Reisender aus dem Averstal: „... und rühmet man absonderlich die davon gemachten Aschen wegen ihrer kräftigen Wirkung [als Dünger] vor allen andern Aschen aus“.⁷⁴

3. Saateintreten

„Dat schâp hat'n güllenen fôt,
Wo et hentret, wasst et gôt.“⁷⁵

Dieses niederdeutsche Sprichwort mag sich einerseits auf die Wichtigkeit und Bedeutung des Schafdunges bzw. des Pferchbetriebes beziehen. Andererseits aber gehört der Tritt des Schafes, ebenso wie der Verbiß mit zu den charakteristischen Eigenschaften dieses Tieres: „Der Tritt der Schafe festigt den Boden, daß die Saat besser aufläuft oder besser durch den Winter kommt und auch dazu allerlei Schädlinge vernichtet.“⁷⁶ „Der Schaftritt“, sagt Schneider,⁷⁷ „drückt die Samen besser in die Erde als der Rindertritt“. Eine gut geleitete Schafherde könne — zusammen mit dem Pferchen — Ödlandschaften wieder zu Weidegründen veredeln, während eine

schlecht geleitete Rinderherde eher verödend wirke.⁷⁸ Hinzu kommt weiter, daß der Schaf-dung — namentlich beim Pferchen — gleich in den Boden getreten wird und nicht wie bei anderem Weidevieh verwittern kann. Pferchen und gleichzeitiges Eintreten des Düngers sind eng miteinander verknüpft, eine Kombination, die kein anderes Weidetier auszeichnet.

Die Eigenschaften des Schaftritts sind schon seit alters bekannt. Nach Darstellungen des Alten Reiches wissen wir, daß in Ägypten die ausgeworfene Saat durch Schafe in den Nilschlamm eingetreten wurde. Während ein Mann die Herde mit der Peitsche vor sich hertreibt, lockt ein anderer den Leitwider mit Körnern auf das Saatfeld. „Man pflügt mit den Schafen den Acker noch einmal durch“, heißt es. (Im Neuen Reich treten Schweine an die Stelle der Schafe).⁷⁹ Daß das Saateintreten durch Schafe sakral bedingt sei, weil sie im ägyptischen Kultus eine Rolle spielten,⁸⁰ ist nicht anzunehmen. Die Kenntnis von der besonderen Eigenschaft des Schafhufes ist hier allein ausschlaggebend gewesen.

Das Saateintreten ist auch in unserem Untersuchungsbereich bekannt und findet sich noch in neuerer Zeit — und das ist beachtenswert — in Reliktgebieten mit recht alten Formen von Anbauwirtschaft. So berichtet Heckscher⁸¹ vom Anbau des „Moorbuchweizens“ im Ostenholzer Moor, wo nach Entwässerung und folgendem Abbrennen des Moores die Saat direkt in die Asche gesät und dann von Schafen eingetreten oder durch die Bauern eingeharkt wurde. — Saateintreten durch Schafe wird auch aus dem Eifelgebiet erwähnt: „Um St. Nellestag (Kornelius-tag, 16. September) beginnt auf den Schiffeläckern die Kornsaat. Wenn der Bauer eingesät hat, bittet er bisweilen den in der Nähe haltenden Schäfer, die frische Saat mit der Herde einzutreten und die aufgelockerte Erde festzustampfen. Dafür erhält der Schäfer einen Schoppen Branntwein. Den Schafen ist aber diese Arbeit, nämlich das immer wiederholte Hin- und Zurückgetriebenwerden, eine unerwünschte Störung und sie mucken dann gern.“⁸² Auch

dem Schäfer bereitet diese Beschäftigung keine Freude“.⁸³ — Schließlich wird uns auch aus dem angrenzenden Belgien vom Saateintreten berichtet. Nach Freigabe der Stoppelweide (nach St. Michaelstag) mußte sich der Schäfer bisweilen verpflichten, vorher ein Feld mit Roggensaat durch seine Herde eintreten und die Schollen zerkleinern zu lassen. Der Besitzer sparte dabei das Eggen.⁸⁴

Überblicken wir diese Schilderungen des Saateintretens, so fällt sofort auf, daß das Schaf hier eine Arbeit verrichtet, die beim Brandfeldbau der Strauchegge zufällt: das Einscharren der Saat in die Asche. Auffallenderweise stammen auch die angezogenen Belege tatsächlich aus dem Bereich dieser archaischen Form der Anbauwirtschaft.⁸⁵ Wir müssen es uns versagen, auf diese Dinge näher einzugehen, weil sie eine eigene Untersuchung erforderten. Wir können nur auf die möglichen Zusammenhänge zwischen Schafhaltung und Brandfeldbau hinweisen.

4. Fleischkonsum

Hinsichtlich seiner weiteren Nutzung ist das Schaf vor allem Fleischtier gewesen und zwar spätestens seit dem 11. Jahrhundert, „überall greifbar seit Ende des 13. Jahrhunderts“.⁸⁶ Das bedeutet, daß das Anwachsen der Stadtbevölkerung in dieser Zeit seinen Einfluß auch auf das Schaf als Fleischlieferant ausgeübt hat. Lamprecht⁸⁷ spricht geradezu von „einer neuen Blüte der Schafzucht im Großen, welche rein wirtschaftlich auf dem gesteigerten Fleisch- und Wollkonsum, in sozialer Beziehung auf der vollen Ausbildung der vogteilichen und grundherrlichen Berechtigungen beruht.“

Leider fehlen uns ausreichende definitive Angaben und Zahlen über das Anwachsen der Schafhaltung auf Grund des gesteigerten Fleischkonsums der Städte. Die Aufzählung der Viehbestände beispielsweise auf einigen schlesischen Gütern des 14. und 15. Jahrhunderts⁸⁸ oder in Häusern des deutschen Ritterordens aus dem 14. Jahrhundert zeigen wohl ein starkes Überwiegen der Schaf-

haltung, doch läßt sich daraus nicht auf den Fleischkonsum in den Städten schließen, weil in den Zahlen nicht unterschieden werden kann, ob es sich um Hammel — also Fleischtiere — oder um Wollschafe handelt oder ob sie zum Verkauf bestimmt waren, denn es muß berücksichtigt werden, daß auch der Eigenbedarf der grundherrlichen Güter an Schlachtschafen bedeutend war.⁸⁹ Häufig dürften die Städte wohl eigene Hammelherden zu ihrem Bedarf gehalten haben⁹⁰. Ob aber die Wollproduktion oder der Konsum von Schaffleisch seit dem Ansteigen der Schafhaltung im 13. Jahrhundert im Vordergrund standen, läßt sich schwer sagen. Immerhin hat Schmoller⁹¹ feststellen können, daß — bei allen Vorbehalten — in Sachsen die Hammel höher als die Schafe gehandelt wurden.

Daß Schaffleisch in einigen Ländern begehrt war und ist als in anderen, ist auch ein wirtschafts- und nahrungsethnographisches Problem, das hier besonders als Forschungsdesiderat angemeldet werden soll.

Über die Verwertung des Fetts oder Talgs — besonders von Hammeln — finden sich nur spärliche Angaben.⁹² Sie dürften die Entwicklung der Schafhaltung kaum nachhaltig beeinflußt haben. — Das gleiche gilt von der Verwendung der Schafdärme.⁹³

5. Milchverarbeitung

Die Schafmilch und ihre Verarbeitungsprodukte sind seit jeher beliebt gewesen. Noch heutigen Tages gibt es Schafrassen,⁹⁴ die ausschließlich auf ihre Milchnutzung gezüchtet werden. Auch das Einzelschaf, die sog. „Kuh des kleinen Mannes“, wird in erster Linie wegen der Milch gehalten. Besonders geschätzt ist fast überall in Zentraleuropa der Schafkäse in zahlreichen Geschmacksrichtungen namentlich in neuerer und neuester Zeit.

Die Verwendung von Schafmilch im eigentlichen Sinne dürfte mehr ein Kriterium bäuerlicher Schafhaltung sein. Überall treten Schafmilch, Schafbutter und Schafkäse als

Zins- und Pachtabgaben in den Urkunden auf. Dagegen scheint die Milchnutzung bei den herrschaftlichen Schäfereien keine so bedeutende Rolle gespielt zu haben,⁹⁵ obwohl doch gerade bei den späteren großen Schäfereien der Anfall an Schafmilch bedeutend gewesen sein müßte. Immerhin erhielt man in Württemberg von 400 veredelten Schafen im Frühjahr 2700 österreichische bzw. 2077 württembergische Maß Milch.⁹⁶ Leider fehlen auch hier exakte Möglichkeiten, noch Zahlen zu ermitteln, die über den etwaigen Verkauf von Schafmilchprodukten Aufschluß geben könnten. Möglicherweise genügten den Grundherren für den Eigenbedarf die Abgaben ihrer Untertanen an Schafmilchprodukten. Vielleicht auch war die Schafmilch nicht immer der Geschmack der adligen Kreise, denn beispielsweise hatte die Kurfürstin Anna von Sachsen befohlen, „den Rahm der Schafmilch nicht unter den andern Rahm zu mischen, denn jedermann habe vor Schafbutter Abscheu; man solle solche besonders machen und dem Gesinde geben.“⁹⁷ Der wesentliche Grund aber — besonders seit der Merinoperiode — scheint zu sein, daß der Grundherr bei forcierter Wollproduktion ungleich mehr Gewinn aus der Schäferei schlagen konnte. Gesteigerte Milchwirtschaft hingegen soll entweder sogar die Qualität der Wolle gemindert, zumindest aber einen nachteiligen Einfluß auf die anfallende Wollmenge gehabt haben, denn im Fürstentum Ansbach-Bayreuth, das zur Wollaufbesserung der einheimischen Schafe spanische Merionböcke eingeführt hatte, war „das Melken der Schaaf... nicht erlaubt, [wie] auch in Spanien selbst bei den Merinos nicht eingeführt. Den unbedeutenden Nutzen der Milch und Käse ersetzt die mehrere und feinere Wolle, das bessere und mehrere Fleisch reichlich.“⁹⁸ Und schon für frühere Jahrhunderte macht Anton⁹⁹ folgende Beobachtung: „Die Schaf Käse werden immer seltner angeführt, nur ums Jar 1185 finde ich einmal 30 Stück angegeben. Dafür aber wird der Wolle häufiger gedacht.“ Göriz¹⁰⁰ berichtet für Württemberg: „Es kommt das Melken in den meisten [Schaf-] Heerden nicht mehr vor.“ Das heißt aber, daß man es früher —

vor der Veredelung der Schafe und Züchtung vornehmlich auf Wolle — tat. Nicht ohne Grund spielt in den Gebieten mit Formen stark extensiver Schafhaltung,¹⁰¹ die keine hochgezüchteten Wolltiere kennen, die Milchzeugung eine bedeutende Rolle. Dort gehören Melkgefäße und Käsereigeräte zur Schäferausrüstung, sind die stationären „Sennhütten“ auf den Hochweiden mehr Käsereibetrieb als Unterkunft für die Schäfer, stehen sich in dieser Hinsicht, wie noch zu zeigen sein wird, Transhumanz und Alpenwirtschaft recht nahe.¹⁰² Auch in den Museen sind derlei Schäfergeräte selten anzutreffen. Dieses ist auch ein Hinweis darauf, daß die Schafmilch und ihre Produkte bei uns schon lange keine Rolle mehr gespielt haben, daß Wollproduktion und Milcherzeugung einander auszuschließen scheinen.¹⁰³ Hierfür dürfte m. E. auch die Tatsache sprechen, daß man in der neuesten Zeit eine spezielle Milch-Schafrasse¹⁰⁴ gezüchtet hat, oder daß für einige Landstriche Frankreichs die Wollproduktion, für andere die Käsebereitung (z. B. Roquefort) charakteristisch seien.¹⁰⁵

6. Wollproduktion

Haben wir bisher die enge Verbindung von Anbauwirtschaft und Schafhaltung¹⁰⁶ einerseits, die Bedeutung einiger ihrer Produkte andererseits kennengelernt, wenden wir uns nunmehr dem Zweig der Schafhaltung zu, der ganz fraglos die größte Bedeutung hatte, nämlich der Wollproduktion. Wir betonen dabei noch einmal, daß vornehmlich mit der Wollproduktion über den Eigenbedarf hinaus die Schafhaltung als solche im wesentlichen von einem bäuerlichen Stadium in ein grundherrlich-feudales übergeht.

Die allgemeinen wirtschaftshistorischen Gründe für das Ansteigen der Schafhaltung deuteten wir oben schon mehrfach an, so daß wir uns jetzt darauf konzentrieren, allein die speziellen Ursachen der erhöhten Wollproduktion zu untersuchen.

Es ist natürlich, daß das Schaf, welches ehemals mehr oder minder nur allgemein ge-

nutzt wurde, kaum eine Wollqualität besaß, die den Aufbau bzw. die Förderung einer Woll-, „Industrie“ erlaubt hätte. Hierzu waren feinwollige Schafe notwendig, die besonders gepflegt werden mußten. Im allgemeinen war die Wollqualität schlecht und eignete sich gerade für den Hausgebrauch, also für die Deckung des eigenen Bedarfs.¹⁰⁷

Im wesentlichen sind es zwei Länder, die sich seit dem 12. Jahrhundert durch ihre fein- und langwolligen Schafe auszeichnen: England und Spanien. Beide Staaten — das sei hier bereits vorweg genommen — beliefern lange den europäischen Kontinent mit Wolle bzw. Wollprodukten. Während Spanien aber bis ins 18. Jahrhundert den Export von Merinoböcken kategorisch verbietet, um aus Konkurrenzgründen den Aufbau von Wollschäfereien im übrigen Europa zu verhindern,¹⁰⁸ stellte England, namentlich seinen Nachbarn auf der anderen Seite des Kanals, Zuchtmaterial zur Verfügung. Erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts untersagt Eduard III. die Ausfuhr lebender Zuchtböcke.¹⁰⁹ Infolge der vorzüglichen Wollqualität wirkte dann die, wenn auch recht späte, Ausfuhr spanischer Merinos so revolutionierend auf die gesamte europäische Schafhaltung, daß es mit vollem Recht erlaubt ist, von einer Vormerino- und einer Merinoperiode in der Geschichte der europäischen Schafhaltung zu sprechen.

Es hat den Anschein, als hätten vor allen anderen die schon immer geschäftstüchtigen Klöster die beginnende Wollkonjunktur erkannt. Denn vielerorts gehören zu ihren Anlagen sowohl Zuchtanstalten für feinwollige Schafe wie auch Fertigungsstätten für Wollzeugnisse. So sind es im England des 12. Jahrhunderts die Zisterzienserklöster, die sich um die Zucht von Wollschafen verdient machen und untereinander auf den Wollmärkten in Konkurrenz treten.¹¹⁰ Die Abtei von St. Germain d'Auxerre in Burgund besaß im 13. Jahrhundert eine Schäferei von 1000 Tieren und in Clairvaux hielt man zur gleichen Zeit gar 3000 Wollschafe.¹¹¹ Für die Lüneburger Wollweber waren die Spinnereien der Klosterschäferei Scharnebeck (1254 bis

1527), die zeitweilig an die 1000 Tiere weiden ließ, eine starke Konkurrenz. Lange Rechtschändel führten schließlich dazu, daß die Lüneburger sich bereit finden mußten, „eine jährliche Rente als Abstand an die Scharnebecker Klosterschäferei“ zu zahlen.¹¹²

Bald jedoch verlagerte sich die Wollverarbeitung in die Städte, die damit den Grundstock zur Entfaltung von Macht und Reichtum legten. In Belgien und Nordfrankreich, wo einheimische flämische und auch importierte englische und spanische Wolle verarbeitet wurden, blühten rasch eine Reihe bedeutender Städte wie Valenciennes, St. Omer, Douai, Brügge, Gent und Ypern auf.¹¹³ So groß war im 13. Jahrhundert dort schon das Aufkommen feinwolliger Qualitäten, daß es z. B. in Ypern verboten war, die grobe irische oder lothringische Wolle zu verarbeiten.¹¹⁴ Im Bereich dieser Städte war man bestrebt, möglichst autark zu werden und die einheimische Wolle zu verbessern. Besonders wurden englische Zuchtböcke eingeführt, und im 14. Jahrhundert gab es im Gebiet von Arras bereits mehr Schafe als Schweine.¹¹⁵

In Deutschland machen sich erst mit dem ausgehenden 12. Jahrhundert Anzeichen für die Veredlung der heimischen Rassen bemerkbar. Im 15. Jahrhundert aber werden bereits flämische Schafe von Regensburger Kaufleuten gehalten, werden pommersche Herden durch englische Zuchtböcke aufgekreuzt.¹¹⁶ — Es ist klar, daß eine Aufzucht der heimischen Schläge durch Tiere mit guter Wollqualität nicht mehr im bäuerlichen bzw. im Gemeindebetrieb geschehen konnte. Wie wir oben schon feststellten, waren es zunächst die Klöster, die dazu über geeignete Voraussetzungen verfügten. Ihnen schlossen sich der Landadel und die Landesherren selbst an, denn die immer stärker werdenden Rohstoffbedürfnisse der Wolle verarbeitenden Gewerbe sicherten regelmäßigen Absatz und guten Gewinn. So verlagert sich die Schafhaltung auf Kosten der Bauern immer mehr in die landwirtschaftlichen Großbetriebe.¹¹⁷ Mag sein, daß die bäuerliche Schafhaltung hin und wieder auch gefördert wurde, daß Grundherren die Bauern selbst veranlaßten, ihren Her-

denbestand ebenfalls den Erfordernissen des wolleverarbeitenden Handwerks anzupassen,¹¹⁸ doch muß im allgemeinen festgehalten werden, daß „spätestens seit dem 14. Jahrhundert, eine ziemlich weitgehende Beschränkung des markgenossenschaftlichen Schafauftriebs die Regel [ist], neben welchem dann der grundherrlichen Schafweide ein reicher Spielraum der Vergrößerung offen blieb ...“¹¹⁹

Das Aufblühen der Städte, die in hohem Maße die Landbevölkerung anzogen und dadurch z. B. in Deutschland am Entstehen zahlreicher Wüstungen Anteil hatten,¹²⁰ bedingte im Laufe des 15. Jahrhunderts eine allgemeine Agrarkrise, die mit einem Ansteigen der extensiven Weidewirtschaft, also der Schafhaltung, einherging.¹²¹ Durch Kriege, Unruhen¹²² und Seuchen wurde diese Entwicklung noch gefördert.

Ein für das Europa dieser Zeit markantes Beispiel ist England, wo die Schafzucht schon seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einen schnellen Aufschwung genommen hatte. Die Gründe hierfür lagen einmal im Übergang vom Wollexport zur Wollverarbeitung im eigenen Land und in dem Mangel an Arbeitskräften, welcher durch den „Schwarzen Tod“, der „ein Drittel bis zur Hälfte der Bevölkerung“ dahingerafft hatte, entstanden war. „Die feudalen Landbesitzer waren gezwungen, um sich Arbeitskräfte zu sichern, zahlreiche Konzessionen zu machen und zu ihnen gehörte, zunächst einfach als Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die Aufhebung zahlreicher feudaler Fesseln.“¹²³ Neue Epidemien aber hatten eine weitere Dezimierung der Bevölkerung zur Folge. Der Mangel an Arbeitskräften wurde immer prekärer und führte zu einer weiteren Steigerung der Schafhaltung, da man diese ja mit einem Minimum an Menschen betreiben konnte. „Jetzt ging man zur Vertreibung von Bauern über, da sich die Schafzucht als außerordentlich profitabel erwies; jetzt wurde aus der Not (an Arbeitskräften) eine (recht profitable) Tugend gemacht.“¹²⁴ Von sich aus wandelten die Grundherren gutes Ackerland in Weidareale um,¹²⁵ und man scheute sich nicht, ganze Dörfer niederzureißen, nur um noch

mehr Weideland zu gewinnen.¹²⁶ Die Bauern, deren Existenz ernsthaft in Frage gestellt, ja in vielen Fällen vernichtet war, „antworteten darauf ähnlich wie die Maschinenstürmer 300 Jahre später. Immer wieder raubten und töteten sie Schafe ... Schließlich kommt es zu dem großen Aufstand von 1549 unter Ketts Führung, in dem 20000 Schafe geschlachtet worden sein sollen. Aber sie konnten der Bewegung nicht Einhalt gebieten.“¹²⁷ — Das Echo der Zeitgenossen auf die englische „Agrarrevolution“,¹²⁸ über die auch Karl Marx¹²⁹ so eindringlich geschrieben hat, spiegelt das ganze Ausmaß der Katastrophe wider: „Ja, diese Schafe sind an allem Unheil schuld“, klagt ein Landmann, „denn sie haben den Ackerbau aus dem Lande getrieben, durch den früher Lebensmittel aller Art geliefert wurden, und jetzt gibt es nichts als Schafe, Schafe, Schafe! Es stand weit besser, als es nicht nur genug Schafe, sondern auch Ochsen, Kühe, Säue, Ferkel, Gänse und Kapaunen, Eier, Butter und Käse, ja, außerdem noch genug Brotkorn und Malzkorn gab, alles auf demselben Gut gezogen.“¹³⁰ „Und statt 100 oder 200 Personen, die davon ihr Auskommen hatten, sind es jetzt nur drei oder vier Schafhirten und der Herr allein, die davon leben.“¹³¹ Aber „Gott gab die Welt den Menschen zur Wohnung und nicht den Schafen und dem Wild“.¹³² Thomas More schließlich hat den sehr treffenden Begriff von den „menschenfressenden Schafen“¹³³ geprägt.

Das englische Beispiel demonstriert deutlich das Anwachsen der Wollschafhaltung nicht allein nur auf Kosten der bäuerlichen Schafhaltung, sondern auch der Anbauwirtschaft. Aus diesem Mißverhältnis, das später auch in Deutschland¹³⁴ viele Bauern an der Wurzel ihrer Existenz trifft, entstehen letztlich eine Anzahl von Aufständen und Revolten gegen die Grundherren, welche die Rentabilität ihrer Wirtschaften zum größten Teil auf dem Gewinn aus der Schafhaltung aufbauen, deren Grundlage zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auf der angemessenen Nutzung bäuerlichen Weide- und Ackerlands beruht. Von dieser Stufe der Entwicklung ab können wir eigentlich erst von scharfen Gegen-

sätzen zwischen Schafhaltung und Anbauwirtschaft einerseits, zwischen Schäfern und Bauern andererseits sprechen.¹³⁵ — Schließlich müssen wir festhalten, daß die spezielle Wollnutzung eine starke marktwirtschaftliche Komponente¹³⁶ in der Schafhaltung bildet, wie sie beispielsweise bei der Nutzung von Fleisch oder Milch nicht zutage tritt.

Einer Entwicklung der Schafhaltung, wie wir sie im England des 15./16. Jahrhunderts verfolgen konnten, schoben in Deutschland die Landesherren beizeiten einen Riegel vor.¹³⁷ Sie taten das zweifellos nicht nur, um das Gleichgewicht zwischen Weide- und Anbauwirtschaft aufrechtzuerhalten, sondern ließen sich durchaus auch von dem Gedanken leiten, die eigenen Einkünfte zu erhöhen¹³⁸ bzw. sie durch die Manipulationen des Landadels nicht schmälern zu lassen. So war beispielsweise im 16. Jahrhundert die Zahl des Weideviehs im Vogtland, wo eine beachtliche Wollverarbeitung existierte, so stark angewachsen, daß der Kurfürst von Sachsen Maßnahmen erwägen mußte, wie er seine Wälder schützen könnte. 1591 wird deshalb eine Kommission eingesetzt, die in Erfahrung bringt, „daß der Adel viele Schäfereien eingerichtet habe, so er vordem nicht gehabt, auch seine Wälder zum Teil gerodet und zu Äckern gemacht habe. Dabei hätte er also seine Triften verringert und sich nur auf die Triften in Ew. Churf. Gnaden Hölzer verlassen“.¹³⁹ Allgemein darf man wohl sagen, daß „seit dem 16. Jahrhundert ... in den ... deutschen Landesherrschaften ... eine staatlich zentralisierte Wirtschaftspolitik [einsetzte], gekennzeichnet durch sofortige Ausschaltung des überterritorialen kirchlichen Macht- und Besitzstandfaktors, die Einschränkung der Rechte des Adels und die Erweiterung der landesherrlichen Rechte auf Kosten der Bürger und Bauern. ... Alle gesetzgeberischen Maßnahmen, von teilweise revolutionärem Charakter, zielten darauf ab, die finanziellen Einkünfte des Staates zu heben“.¹⁴⁰ Es ist für unsere Fragestellung unerheblich, unter welchen Aspekten die Landesherren ihre Maßnahmen einleiteten. Fest steht jedenfalls, daß sie bestrebt waren, die Schafhaltung bzw.

die Schafzucht in ihren Territorien ganz allgemein zu fördern, sie im rechten Rahmen zu halten und jeden Übergriff und alle Auswüchse zu unterbinden.¹⁴¹ Die Vielzahl der Bestimmungen und Verordnungen, die sich seit dem 16. Jahrhundert in immer zunehmendem Maße mit der Schafhaltung beschäftigen, lassen erkennen, daß man an den Höfen mit den Einzelheiten dieses wichtigen Zweiges der Viehwirtschaft vertraut war und sich bemühte, sie mit allen Mitteln zu pflegen und zu fördern.¹⁴² In einer brandenburgischen Schäferordnung von Michaelis 1572 wird z. B. bestimmt: „Wann auch jährlich das Heu und Laub vor die Schaffe gewonnen wirdt, Sollen die Schaffmeister unser Scheffereyen, neben unsern Amptschreibern, und voigten dabey seyn, auch sonst ein jeder in seiner Schefferey darzu verordnen, und solches befördern helffen, damit gut Heu vor die mulcke Schaffe und Lemmer auf die stelle geführet unnd nicht das beste Heu mit den Kühen vorfüttert werde, unnd hernach an den Schaffen nicht mangeln möge“.¹⁴³ Ein fuldaischer Erlaß vom 30. April 1738 bestimmt gar, daß nach der Sonnen- oder Mondfinsternis nicht eher auszutreiben sei, als bis sich die „muthmassliche giftige Nebel“ verzogen hätten.¹⁴⁴

Von ausschlaggebender Bedeutung waren jedoch die Maßnahmen der Landesherren für eine systematische Verbesserung und Veredelung der Schafbestände im ganzen Lande, und zwar bereits vor der Einführung spanischer Merinos: Besonders sind hier die württembergischen Herzöge zu nennen, die das heimische Zaupelschaf, das keine guten Woll- und Fleischerträge abwarf, durch flämische Schafe aufzüchteten. Es hat jedoch sehr lange gedauert, bis sich diese Tiere im Lande durchsetzten, da die Bevölkerung an der Haltung der herkömmlichen Rasse festhielt.¹⁴⁵ „Lediglich in den fürstlichen Schäfereien war man daran gegangen, die Zaupelschafe durch flämische Schafe zu ersetzen. Dadurch erreichten sie allerdings gegenüber den Privatschäfereien ein gewisses ... Übergewicht“.¹⁴⁶ In einigen Territorien Deutschlands¹⁴⁷ war die Schafhaltung infolge landesherrschaftlicher

Maßnahmen schließlich qualitativ so bedeutend geworden, daß deutsche Wolle selbst im Ausland gefragt war. Schlesische Wollschafe wurden auch schon im 16. Jahrhundert zur Aufbesserung heimischer Schafarten angekauft. 1567 bezieht Herzog Kasimir von Teschen zweihundert Schafe aus Niederschlesien „zur Aufbesserung seiner neu angefangenen Wirtschaft“,¹⁴⁸ und 1570 werden 600 schlesische Schafe an den Kurfürsten von Sachsen geschickt.¹⁴⁹ Derselbe importiert auch ostfriesische Böcke und soll Zuchtversuche mit Schafen gemacht haben, die zweimal im Jahr Lämmer warfen.¹⁵⁰ — Interessant ist, daß im 18. Jahrhundert das ungarische Zackelschaf durch das „német birge“, das „deutsche Schaf“, verdrängt wird.¹⁵¹ Leider wissen wir nicht, aus welchem Gebiet Deutschlands dieses Tier stammte. Vielleicht waren es auch schon Merinos aus deutschen Zuchtanstalten, z. B. aus Württemberg, wo die mit spanischen Schafen aufgekreuzten Stammherden europäischen Ruf genossen. Zu dieser Zeit nannte man Württemberg die „Schafmutter“ aller benachbarten Länder (Hornberger 1959, S. 53).

Die Bestrebungen zur Aufzucht, Veredelung und Pflege¹⁵² der Schafbestände werden durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges zunichte gemacht. So ist die damals schon anerkannte Reinheit der württembergischen Schafe wieder verschwunden. Statt der Widder gab es nur noch Ziegenböcke, und die Räude war so stark verbreitet, daß sie trotz aller Polizeimaßnahmen nicht mehr fortzubringen war.¹⁵³ Der Schafbestand stieg aber trotzdem — wie übrigens stets und überall nach verheerenden Kriegen und Katastrophen, weil unkontrollierbar — über das Maß¹⁵⁴ und führte zeitweise zu ähnlichen Erscheinungen, wie wir sie im 15./16. Jahrhundert aus England kennengelernt hatten. — Man kann eigentlich sagen, daß bis zur Einführung der Merinos die Landesherren mit mehr oder weniger Erfolg bemüht waren, das bis 1618 Erreichte wiederherzustellen.¹⁵⁵

Die revolutionierende Wende in der europäischen Schafhaltung tritt erst mit der

Einführung spanischer Merinozuchtböcke¹⁵⁶ ein.

Ein kurzer Hinweis auf Eigenschaften und Bedeutung dieser Rasse sei einleitend gestattet: Conrad Keller¹⁵⁷ führt das Merino auf asiatische Arkalabstammung zurück. Die besonders feine, gekräuselte Wolle habe bereits in der Tuchmacherei Phrygiens und Galatiens eine Rolle gespielt. Griechenland habe es früh übernommen. Griechische Kolonisten hätten es dann nach Süditalien und Gallien mitgebracht, von wo es schließlich nach Spanien gekommen sei. Bereits zu Columellas Zeiten, meint Keller, habe das spanische Merino im Mittelmeerraum dominiert. Später hätten die Araber viel zu seiner weiteren Veredelung beigetragen. Mais¹⁵⁸ betont ebenfalls den asiatischen Ursprung des Tieres und hält die iberische Halbinsel für das sekundäre Ausbreitungsgebiet. Er nimmt jedoch an, daß es bereits durch die Phöniker dorthin gekommen sei, die später sogar selbst spanische Wolle importiert und verarbeitet hätten. Die ältere Schafschicht Spaniens habe der mischwolligen Churra- oder Lacharasse angehört, die vornehmlich zur Milchnutzung gehalten wurde. Ohne hier für die eine oder andere Meinung Partei ergreifen zu wollen, können wir festhalten, daß ein besonders feinwolliges Schaf bereits in der Antike eine Rolle spielte, das uns später wahrscheinlich als spanisches Merino entgegentritt. — Die eminente Bedeutung, die es für ganz Europa, ja die ganze Welt gewann, lag natürlich in erster Linie in der hohen Qualität des Vlieses.

Vom 13. bis zum 18. Jahrhundert stand die Merinozucht unter dem Schutz des spanischen Königs, der sie in einem Maße ausdehnte und förderte, daß die englischen Verhältnisse im 15./16. Jahrhundert dagegen verblassen. Es sei hier vorweggenommen, daß sich in Spanien ein Interessenverband der Schafhalter, Mesta genannt, gebildet hatte, der mit eigener Jurisdiktion begabt, alle auftretenden Streitigkeiten in jedem Fall zu seinen Gunsten entschied.¹⁵⁹ So wuchs der spanische Wollstapel gewaltig an¹⁶⁰ und verdrängte die Konkurrenz der englischen, flämischen oder gar der deutschen Wolle. Spa-

nien besaß bis 1751, d. h. bis zum Verbot der Mesta, das europäische Wollmonopol¹⁶¹. Nach diesem Zeitpunkt wurde die spanische Anbauwirtschaft auf Kosten des Weideareals der Mestaherden wieder intensiviert, d. h., die Stärke der Herden nahm ab bzw. mußte notwendigerweise verringert werden. Vor allem aber setzte die Aufhebung des Ausfuhrverbots für Merinozuchtmaterial dem spanischen Wollmonopol ein Ende.¹⁶² Denn von nun an scheuten auch die kleinen Territorialfürsten in Europa keine Mühe und Kosten,¹⁶³ spanische Zuchtböcke zu erwerben, um mit ihnen die eigenen Schafbestände zu veredeln.¹⁶⁴ Die Merinos waren um so begehrt, als die Mesta auf unbedingte Reinhaltung ihrer Herden gehalten hatte, wofür auch entsprechende Gesetze erlassen worden waren.¹⁶⁵

Gefördert wurde das allgemeine Streben nach Rationalisierung, Verbesserung und Autarkie auf den gesamten landwirtschaftlichen Sektor durch den Physiokratismus. Man nahm sich staatlicherseits der Dinge intensiv an, und Landwirtschaft wurde zur großen Mode, die ihren sinnfälligen Ausdruck etwa darin fand, daß sich Marie Antoinette mit Kartoffelblüten schmückte, Joseph II. persönlich den Pflug führte oder Georg III. sich als „Farmer Georg“ feiern ließ,¹⁶⁶ aber daß auch die Schäferspiele, die Schäferpoesie, überhaupt die ganze Schäferidylle, in dieser Periode des Aufschwungs der Schafhaltung durch Veredelung mit spanischen Merinos neue Impulse erhielt.

Wir hatten aber schon einmal festgestellt, daß die Bestrebungen deutscher Landesfürsten zur Aufzucht und Verbesserung der einheimischen Schafrassen auf den Widerstand der ländlichen Bevölkerung gestoßen waren. Mit der Einführung der Merinos lagen die Verhältnisse nun noch schwieriger, weil diese Tiere besondere Behandlung erforderten, die in Deutschland mit seinen bis dahin doch meist nur grobwolligen Schlägen¹⁶⁷ nicht bekannt war.

Außer dem Widerstand der schafhaltenden Bevölkerungskreise gegen die Merinozucht¹⁶⁸ machte sich anfänglich vor allem die Unkenntnis der Schäfer über ihre neuen

Aufgaben recht hinderlich bemerkbar. Anscheinend hat man es auch nicht sofort und überall verstanden, sie für ihre neuen Aufgaben mit Nachsicht und Geduld vorzubereiten. Man machte ihnen im Gegenteil noch Vorwürfe, wenn die Merinohaltung anfangs nicht so einschlug, wie man erhofft hatte. So meint Heintl,¹⁶⁹ daß die allgemeine Unkenntnis in Dingen der Schafhaltung vor allem daher rühre, daß man „selbe immer nur unter den Händen der Schäfer gelassen, und aus Bequemlichkeit sich bey ihren Angaben beruhiget hat; diese Finsterniß kömmt ihnen sehr wohl zu statten. Um dieselbe zu erhalten, schwätzen sie von allerhand Krankheiten, deren Ursprung und Gang sie selten kennen, und von Heilmitteln, aus denen sie Geheimnisse machen, und welche nur zufälligerweise helfen können ... Sie bringen einzelne Gräser, zeigen sie geheimnißvoll vor und erklären sie als sehr schädlich für das Vieh“, wie sie überhaupt stets von der schlechten Eigenschaft einer Weide sprächen, wenn Schafe durch ihre Unkenntnis oder mangelnde Aufsicht zugrunde gingen. Selbst ein Mann wie Albrecht Thaer ist nicht gut auf die Schäfer zu sprechen, wenn er meint, „sie seien voll von Vorurteilen und Aberglauben und bestünden auf den von ihnen eingepägten Meinungen mit Hartnäckigkeit und mit dem gewöhnlichen Handwerksstolze [er meint besonders die ‚Zunftschäfer‘], wobei ihr Sinn gegen die augenscheinlichsten Wahrheiten verstockt sei.“¹⁷⁰ Als Ursache für eine solche Haltung, wie sie den Schäfern zum Vorwurf gemacht wird, nennt von der Goltz¹⁷¹ den Umstand, daß sich der Schäferberuf vielfach vom Vater auf den Sohn, ja über Generationen vererbe. „Dadurch gewannen sie reiche Sachkenntnis und Erfahrung in der Behandlung von Schafen und waren darin ihren Herren meist weit überlegen. Hierauf fußend setzten sie dann auch Verbesserungen in der Schafhaltung, wenn dieselben ihren Ansichten oder gar ihrem Vorteil zuwiderliefen,¹⁷² großen und meist erfolgreichen Widerstand entgegen ... Sie waren vielbegehrte, aber auch oft gefürchtete Menschen, was ihrem ohnehin schon starken Selbstbewußtsein noch mehr Nahrung

verlieh.“ — Natürlich hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, die, wie folgendes Beispiel zeigen soll, zu Geduld rieten: „Den Schäfern muß man beständig fleißig nachsehen und nachsehen lassen, niemals aber ihren Angelegungen trauen. Es kostet Mühe, ihnen den neuen Dienst zur spanischen Schaafzucht zu lehren, Ambition muß in ihnen erregt, und sie mit Liebe, auch wenn sie es verdienen, mit Achtung behandelt und alles angewendet werden, sie dahin zu bewegen, daß sie aus Patriotismus für die gute Sache arbeiten.“¹⁷³ Auf ihren wirtschaftlichen Erfolg bedachte Zeitgenossen — das ist bis in die jüngste Zeit hinein zu verfolgen — haben mit beredten Worten darauf verwiesen, daß Blüte und Rentabilität der Schafzucht im letzten doch allein von den Schäfern abhängen, „die seit der Erscheinung der Schriften des Herrn geheimden Raths Schubart von Kleefeld, viel Ungemach haben ausstehen müssen, ja die von allen Triftleidenden als das größte Uibel der Landwirthschaft angesehen werden, und von denen man glaubt, daß sie nichts als Hinterlist und Betrug auszuüben sich angelegen seyn lassen, diese sind es doch auf denen der größte Theil des Nutzens ankömmt, welchen man von diesem Zweige der Landwirthschaft ziehen kann. Ein tüchtiger Schäfer ist ein Mann, den ein Landwirth nicht genug schätzen kann; auf diesem beruhet alles Glück, das man sich vom Schaafhalten versprechen kann ... Eine Herrschaft, die einen solchen würdigen Mann hat, der alle Vortheile der Herrschaft sucht, ohne seinen Nebenmenschen zu nahe zu treten, die halte ihn werth und bezahle ihn reichlich; andere Einnahmen werden diese Ausgaben gewiß wieder ersetzen“.¹⁷⁴(!) In der Tat ist mit diesen Bemerkungen von v. Engel das Richtige getroffen, denn vor der Einführung der feinwolligen spanischen Tiere stand das Problem des tüchtigen Schäfers bei weitem nicht in dem Maße. Nun aber erkannte man allmählich — trotz einiger Unbelehrbarer — seine Bedeutung und ergriff Maßnahmen, ihn zu fördern. So wurde z. B. der Makel der Unehrlichkeit von den Schäfern genommen, sie durften dort Zünfte bilden, wo es ihnen bisher versagt

war.¹⁷⁵ Auch ihre materielle Existenzgrundlage besserte sich, ja sie war wohl einer der wichtigsten Punkte, wie eine Reihe von Sprichwörtern zeigt:

„Wenn dem Schäfer der Rock vom Leibe fault, fault dem Schafe die Lunge aus dem Leibe“;¹⁷⁶

„Erst ging mein alter Schäfer und dann meine Schafe vom Hofe“;¹⁷⁷

„Wer den Schäfern den Lohn schmälert, der kürzt den Schafen die Wolle“;¹⁷⁸

„Was den Hirten zu leide geschieht, geschieht den Schafen zum Schaden“;¹⁷⁹

„Des Hirten Not, der Schafe Tod“.¹⁸⁰

Sie zeigen deutlich, wie stark Gedeihen und Rentabilität einer Herde von der ausreichenden Versorgung und guten Behandlung des Schäfers abhängig waren.¹⁸¹

Weiterblickend als mancher Gutsbesitzer zeigten sich auch hier wieder die Landesherren in ihren Maßnahmen, ohne die — das muß betont werden — die Merinozucht in Deutschland niemals von Erfolg gewesen wäre. Sie erkannten bald, daß mit der Einführung des spanischen Zuchtmaterials eine gründliche Ausbildung bzw. Umschulung des Pflegepersonals auf die neuen Gegebenheiten einhergehen mußte. — „Man sahe in Sachsen zuerst die Nothwendigkeit eines nähern Unterrichts von der Natur, Wart- und Pflege dieser Thiere, und daß solcher auf Grundsätze und Erfahrungen zugleich ankäme, ein und errichtete daher auf der Landschäferey zu Hohenstein eine Schäferschule, wo allezeit 6 Schäferpursche lernen, die nach 1 oder 2 Jahren von andern abgelöset werden“.¹⁸² — Markgraf Christian Friedrich Carl Alexander von Ansbach gründete um 1788 in Triesdorf bei Ansbach eine „Schafverbesserungs-Pflanzschule“,¹⁸³ Preußen erst 1825 in Frankenfelde bei Wriezen a. d. Oder eine „Königliche Schäfer-Lehranstalt“, auf der jährlich zehn Schäfer für die Merinozucht ausgebildet wurden. Wer dort zwei Jahre absolvierte, bekam sogar eine Prämie von 20 Talern.¹⁸⁴ Auch auf dem Thaerschen Gut in Möglin ist eine Schäferschule errichtet worden.¹⁸⁵ Staatliche Schäfereschulen gab es auch in Österreich.¹⁸⁶

Das Lehrpersonal dieser Schulen ist z. T. auch aus Spanien gekommen, denn in Ansbach-Bayreuth war ein „Sotomajoral“ (Unteraufseher einer der großen spanischen Mestaherden) angestellt,¹⁸⁷ der allen interessierten Schafhaltern und den Schäfern die notwendigen Grundlagen der Merinopflege vermittelte. Die erste Merinoherde, die 1765 nach Sachsen kam, soll sogar von spanischen Schäfern und spanischen Hunden begleitet worden sein.¹⁸⁸ Einheimische Schäfer wurden zur Unterweisung auch direkt nach Spanien beordert und trieben die angekauften Herden selbst in die Heimat. Der König von Württemberg schickte vorher zwei seiner Schäfer eigens auf die berühmte Schäferschule Daubentons¹⁸⁹ nach Montbord in der Bourgogne. Dann erst reisten sie zusammen mit einem königlichen Beamten nach Spanien, um die Tiere anzukaufen.¹⁹⁰ Ähnlich verfuhr auch der Markgraf von Ansbach.¹⁹¹

Die gründliche Ausbildung der Schäfer in den staatlichen Schulen oder direkt in Spanien trug ihre Früchte. Die Merinoherden der Landesherrn gediehen gut, und allmählich schwand auch die Ablehnung der Bevölkerung gegen die neue Schafrasse. Ja, „an die Stelle des vorherigen allgemeinen, auf Vorurtheil und Eigensinn gegründet gewesenen Widerwillens, ist allgemeines Bestreben nach solchen Schafen [Merinos] getreten. Beinahe täglich erscheinen Abgeordnete von den Gemeinden, welche spanische Widder entweder gelehnt haben, oder kaufen wollen, und bei dieser Gelegenheit immer theoretischen und practischen Unterricht erhalten. Selbst adeliche und unadeliche Königliche Vasallen suchen um spanische Widder, wenigstens um Bastards nach, und es ist ein Vergnügen, die schnelle und wirksame Ausbreitung dieses nützlichen Insituts zu sehen.“¹⁹² Ähnlich lautet ein Bericht aus Sachsen: „In den Jahren von 1816 bis 1830 war Lohmens Schäferei¹⁹³ ein wahrer Wallfahrtsort für Schafzüchter, Landwirthe, Schafspekulanten und Wißbegierige; Käufer aus aller Herren Länder strömten herbei, — Fürsten, Grafen und Herren, selbst Frauen scheueten nicht den Schafstall und seine — Böcke!“¹⁹⁴

Neben den Anleitungen und Schulungen, durch die der Staat die Merinozucht förderte, scheint er sich auch eine gewisse Oberaufsicht über die privat angelegten Schäfereien vorbehalten zu haben. In Sachsen waren z. B. vier Landschaftmeister ständig unterwegs, die kontrollierten, ob die Tiere rein gehalten, ob sie eine ausreichende und gesunde Weide hatten und ob sie gut gepflegt wurden.¹⁹⁵ Auch aus den Akten des preußischen Generaldirektoriums unter Friedrich II. geht hervor, daß sich eine Behörde ständig über den Stand der Schafhaltung unterrichten ließ, um sofort eingreifen zu können, wenn der Bestand abzusinken drohte.¹⁹⁶

Die Einführung des Merinos nach Europa, welche mit vollem Recht als „Geburtsstunde der Schafzucht der ganzen Welt“¹⁹⁷ bezeichnet wird und das Zeitalter des „Goldenen Vlieses“ einleitet, ist der Beginn einer exakten, naturwissenschaftlich betriebenen Schafzucht¹⁹⁸ überhaupt. Dieser Einfluß, den hier die Wissenschaft gewinnt, ist überall ablesbar: Ein großer Unterschied besteht z. B. zwischen den Schäfereiverordnungen, Traktaten, Schäfereiden usw. aus der Zeit vor Mitte des 18. Jahrhunderts und ähnlichen staatlichen Bestimmungen aus der Zeit nach Einführung der Merinohaltung.¹⁹⁹ Auch das allgemeine Niveau der Schäfer wurde gehoben. So wird 1787 in den Gutsakten von Garzin (östl. Barnim), wo eine große Schäferei betrieben wurde, als bemerkenswert erwähnt, daß der dortige Schäfer für seine Abrechnungen nicht mehr den Kerbstock gebraucht, sondern bereits ein Eintragebuch benutzt,²⁰⁰ was wohl soviel bedeutet, daß er auch schreiben gelernt hatte. Noch beredter spricht in diesem Zusammenhang die Mitteilung Wilhelm Grimms an seinen Freund Haxthausen vom 8. 8. 1813 über den Schäfer von Brunsberg, den „die Aufklärung durchfiltriert“ und der versichert habe, an keinen Spuk mehr zu glauben.²⁰¹ — In diesen Zusammenhang gehört auch eine kurze Erwähnung über den Einfluß, den die neue Schafzucht dort ausübte, wo sie auf eine noch stark extensive Schafhaltung stieß, wie z. B. in Ungarn. Hier versorgten anfangs fremde Schä-

fer — wahrscheinlich spanische und deutsche — die eingeführten Herden. Der Eindruck, den sie hinterließen, muß sehr nachhaltig gewesen sein, denn es haben sich in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts im Ungarischen zwei Begriffe für den Schäfer gebildet: „Juhás“, der Hüter des extensiv gehaltenen Zackelschafs und „Birkás“, der Merinoschäfer (Birká = Merino),²⁰² der auch in Familiennamen seinen Niederschlag gefunden haben soll.²⁰³ Die ganz neuen Methoden der Pflege und Wartung,²⁰⁴ ganz andere Hütelhunde²⁰⁵ und schließlich eine eigene Standesorganisation der Merinoschäfer²⁰⁶ mögen diesen Eindruck hervorgerufen haben. — Erwähnt werden muß auch die Tatsache, daß mit der Einführung der Merinos nach Deutschland die heimische Wollindustrie einen großen Aufschwung nahm, ja in manchen Fällen erst ins Leben gerufen wurde. Im Markgrafentum Ansbach-Bayreuth z. B. war der hohe Preis für gute importierte Wolle und Wollmanufakturwaren ein wesentlicher Grund zur Veredelung der heimischen Schafbestände durch spanische Tiere.²⁰⁷ Nun, da die Merinozucht im ganzen Bereich des Markgrafentums gut anschlug, kam es darauf an, das wollverarbeitende Gewerbe zu erweitern und zu verbessern. Der Verantwortliche für die ansbachische Merinozucht, Kriegs- und Domänenrat Lehner, „lehrte auch zuerst die Kunst, diese im Land erzeugte feine spanische Wolle auch im Lande zu verarbeiten, da vorher niemand damit umgehen konnte.“ Er „bildete aus einem der ihm untergeordnet gewesenen gemeinen Schäfer einen sehr tüchtigen feinen Tuch-Walker, der jetzt alle Arten von in Wolle gefärbten und ungefärbten Tüchern walken kann“,²⁰⁸ d. h. daß die feinere und ganz andersartige Beschaffenheit der Merinowolle neue Techniken, Verarbeitungspraktiken, ja eine neue „Industrie“ bedingte. — Diese wenigen Beispiele mögen die Fülle der Bereicherungen, die das wirtschaftliche Leben durch die Einführung der Merinos erfährt, offenbart und gezeigt haben, „daß mit dem Moment der Wanderung der Merinos über die Pyrenäen“ nicht nur eine ganz neue Epoche in der Geschichte der Schafhaltung begann,

sondern auch „die Zivilisation der betreffenden Länder stieg. Diese Einführung war auch die Ursache der außerordentlichen Vermehrung des Kapitals, das nun das Mittel ward, die Kraft der Tätigkeit der Bewohner in Bewegung zu setzen. Der Tuchfrack wurde das Gesellschafts Kleid des Mannes“.²⁰⁹

(Erwähnen müssen wir an dieser Stelle wiederum, daß die Merinozucht trotz vieler positiver Auswirkungen eine Gefahr insofern darstellte, als der Gewinn, den sie abwarf, dazu verleitete, sie auf Kosten der Bauern maßlos zu übersteigern, ja deren Existenz dadurch in Frage zu stellen.²¹⁰ Wir werden aber diese Fragen noch eingehender in anderem Zusammenhang erörtern.)

Die Zeit des „Goldenen Vlieses“ dauerte jedoch nicht lange. Die Bestrebungen von Aufklärung und Physiokratismus wirkten sich nicht allein auf den Übergang zur rationalen, wissenschaftlich fundierten Schafzucht aus. Sie umfaßten den gesamten land- und viehwirtschaftlichen Bereich und wirkten hier genauso einschneidend. Eine Fülle von Maßnahmen zur Steigerung der Erträge, zur Bewirtschaftung bisher unbrauchbarer Böden wurde eingeleitet, die Ablösung des extensiven Systems der Dreifelderwirtschaft begann. Flurbereinigung, Auflösung der grundherrlichen Weidgerechtigkeiten usw. standen am Ende dieser Entwicklung. Es ist klar, daß diese Maßnahmen, die ihrerseits z. T. ins Extrem schlugen, das Gleichgewicht zwischen Anbauwirtschaft und Schafhaltung nicht immer herstellen konnten. Im Gegenteil: Die Möglichkeiten für die Schafzucht sanken dadurch beträchtlich. „Das Schaf muß der Kultur weichen“, wurde zum geflügelten Wort des mittleren bis späten 19. Jahrhunderts. Was dem intensivierten Anbau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Wege stand, wurde rücksichtslos beiseite geräumt. Nur zwei Beispiele seien dafür genannt: Schon 1779 erließ die hessische Regierung Erlasse gegen das „schädliche Hüten“. Der Futteranbau sollte erweitert und dadurch die Stallhaltung gefördert werden. Selbst durch Aussetzen von Prämien propagierte Hessen-Kassel die Stallfütterung,

der sich die Bevölkerung allerdings lange widersetzte.²¹¹ Im Jahre 1800 erging sogar ein Kameral-Preisausschreiben der hessischen Regierung, das die „Stallfütterung des Viehs und Abschaffung der Hute“ zum Thema hatte.²¹² Auch von der Kanzel aus propagierten Pfarrer die intensivierten Anbaumethoden und rieten zur Abschaffung der Schafe. In Berghausen bei Fredeburg (Kr. Meschede) verlas Pfarrer Christoph Grothoff (1805—1895) selbstverfaßte Zweizeiler und Liedchen gegen die Schafhaltung.²¹³

Als Folge der nun häufiger intensivierten Anbauwirtschaft, deren Wirkung auf die Schafhaltung wir im einzelnen nicht näher untersuchen wollen,²¹⁴ hat sich am nachhaltigsten die jetzt wieder einsetzende Futternknappheit bemerkbar gemacht, der die Schäfer nur mit ausgeklügelter Raffinesse und Dreistigkeit zu begegnen mußten. In der Pfalz z. B. trug sich in den 1890er Jahren ein Fall zu, der die schwierige Situation schlaglichtartig beleuchtet: Ein Schafhalter, der noch eine recht große Herde besaß, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sie einfach teilte. Jeder Herde fügte er dieselbe Anzahl schwarzer Schafe zu und hielt sich zwei Schäfer von gleichem Aussehen, die sich auch den gleichen Bart wachsen lassen mußten. Die Hunde beider Herden waren zum Verwechseln ähnlich. „Kurz es wurde alles getan, damit, wenn ein Schaden entstand, niemand schwören konnte, es habe ihn der eine oder andere Schäfer mit seiner Herde angerichtet. Die Rechnung des Schafbesitzers war auch ganz richtig; seine beiden Schäfer gingen immer straffrei aus, wiewohl der Schaden, den ihre Tiere angerichtet hatten, sich nach Tausenden von Mark berechnete.“²¹⁵ Hierhin gehört auch eine Nachricht der Süddeutschen Schäfereizeitung (29/1939, S. 10), wonach ein Schäfer bei Gießen stillvergnügt seine Tiere auf dem Grünstreifen der Autobahn weiden ließ und, deswegen zur Rede gestellt, antwortete, daß er durch den Bau der Autobahn seine beste Weide verloren habe. — Die immer wieder geäußerten Beschwerden von Gutsbesitzern oder Gutsverwaltern über den

Schäfer, der unersättlich sei, wenn es um das Futter für seine Tiere gehe, sind vor allem in dem akuten Weide- und Futtermangel begründet.²¹⁶

Die stark intensivierte Anbauwirtschaft ist jedoch nur *ein* Faktor, der zum Absinken der Schafhaltung führte. Ein zumindest ebenso wesentlicher Umstand kommt noch hinzu: das überseeische Wollaufkommen.

Wie durch die Ausfuhr von Merinozuchtmaterial das spanische Wollmonopol um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebrochen wurde, so erlitten auch die europäischen Züchter, die Merinoböcke zum ersten Aufbau einer Schafzucht nach Übersee exportiert hatten, eine empfindliche Niederlage. „Im Jahre 1850 waren die ersten Proben australischer Wolle auf dem Breslauer Markte zu sehen, und es war, als wenn die Sansculotten in die geheiligten Königsschlösser des französischen Ancien Régime eindringen. Grobe, halbzerissene Säcke, durch den Land- und Wassertransport um die halbe Welt ramponiert und beschmutzt, aus denen Fetzen einer groben, langen, ungewaschenen mit Disteln und Dornen durchsetzten Wolle heraushingen. Der Hohn und die Verachtung der schlesischen Wollbarone war grenzenlos. Man zeigte sich lachend die armseligen Erzeugnisse herum, und hatte keine Ahnung davon, daß binnen wenigen Jahren diese demokratischen Eindringlinge die ganze Herrlichkeit der hochfeinen Negrettis und Electoralis von der Erde fegen würden. Es war eine ebenso übermächtige Konkurrenz der überseeischen Wolle, die ohne viel Kosten produziert wurde, gegen die edele Schafzucht Europas, wie wir sie später an dem amerikanischen Getreide erlebten.“²¹⁷ Betrachten wir die Entwicklung der Wollproduktionsziffern nicht nur der australischen, sondern auch der amerikanischen Schafzucht, so wird es klar, daß die deutsche bzw. die europäische Wolle überhaupt nicht mehr konkurrenzfähig und damit unrentabel geworden war. „Australien, das 1807 nur 2 $\frac{1}{2}$ Zentner Wolle exportierte, führte 1867 1 237 923 Zentner aus, und 1883 zählte man daselbst 77 Millionen Schafe. Ähnlich in Amerika. Kaliforniens Schafbestand betrug 1856 nur 128 315

Stück, bis 1874 war er auf 45 Millionen gewachsen. Dementsprechend hob sich auch die Wollproduktion von 0,5 Millionen auf 19 Millionen kg. Der Schafbestand der argentinischen Republik hat sich auf 70 Millionen erhöht (1875), und aus Bueons-Ayres wurden 1873 bereits 87 Millionen kg Wolle exportiert ... Die Folge davon war, daß die Wollpreise bedeutend zurückgingen, und die weitere Folge, daß in Europa die Rendite dieses Zweigs fast auf Null sank.²¹⁸ Es ist nur erklärlich, daß sich die wollverarbeitende Industrie ohne Bedenken an die überseeische Wolle anschloß und nur noch wenig Wert auf die einheimische legte. Die Entwicklung ging z. B. im Vogtland, das um 1800 einen Höchststand an Schafdichte erreicht hatte, so weit, daß dieses Gebiet trotz seiner starken Wollindustrie seit den 30er Jahren unseres Jahrhunderts zu den schafärmsten Gebieten Deutschlands zu rechnen ist.²¹⁹

Beide Faktoren, intensivierete Anbaumethoden und überseeische Wollimporte, treffen also gemeinsam auf die hochgezüchtete deutsche bzw. mitteleuropäische Merinozucht und berauben sie ihrer Existenzgrundlage.²²⁰ An einigen Zahlen sei dies deutlich gemacht:

Der Oberbarnimer Schafbestand zählte

1861	1873	1883	1892
107933	92036	60663	47038

1900	1925 und	1933
31713	20091	13589 Tiere. ²²¹

Im Amte Datteln bei Recklinghausen war die Entwicklung noch krasser. Kurz vor 1800 betrug der Anteil der Schafe an der gesamten Viehhaltung 80%. Heute sind es nur noch 3,04%(!).²²² Schließlich bringt Lehmann²²³ einen ganz Deutschland umfassenden Gesamtüberblick, der leider erst mit dem Jahr 1873 beginnt, aber doch die rückläufige Tendenz deutlich werden läßt:

1873	1883	1892	1900
25 Mill.	19 Mill.	13 Mill.	10 Mill.

1907	1912	1914
7,9 Mill.	5,8 Mill.	5,4 Mill. Schafe.

Danach kamen auf 100 Einwohner in Deutschland

1873	60 Schafe,
1900.	17,2 Schafe,
1912	8,7 Schafe. ²²⁴

(Es sei allerdings in diesem Zusammenhang erwähnt, daß seit jeher in Not- und Kriegszeiten die Schafhaltung für gewöhnlich zunimmt. So wurden beispielsweise im Kreise Osterholz

1938	1925 Schafe,
1948	5861 Schafe, dagegen
1950	1800 Schafe gezählt. ²²⁵

Auch auf der landwirtschaftlich stark genutzten Fläche des Kreises Geldern zeigt die Schafhaltung ähnliche Zahlen. Es sind dort

1939	1800 Schafe,
1943	4300 Schafe,
1946	4600 Schafe,
1948	6400 Schafe, aber
1950	2300 Schafe gehalten worden. ²²⁶

Diese Zahlen sind insofern recht instruktiv, als sie zeigen, daß die Anbaufläche, selbst wenn sie sehr intensiv genutzt wird, doch noch soviel absolute Weide übrig läßt, daß der Schafbestand, wenn es die Umstände erfordern, ohne Schwierigkeiten beträchtlich vergrößert werden kann. Daß ein gut ausgewogenes Verhältnis zwischen Anbauwirtschaft und Schafhaltung bei planvoller Lenkung auch heute noch möglich ist, zeigt die Tatsache, daß auf dem Boden der Deutschen Demokratischen Republik die Schafhaltung stark zugenommen hat, während sie in der Bundesrepublik Deutschland weiterhin im Rückgang begriffen ist.)²²⁷

Hatte sich zur Zeit des „Goldenen Vlieses“ das Ansehen des Schäferstandes gehoben, schwand nun seine Bedeutung infolge der rückläufigen Tendenz der Schafhaltung erklärlicherweise wieder. „Der Beruf des Schäfers hat um 1900 aufgehört zu bestehen. Das Suchen nach einem guten Schäfer ist den Gemeinden, die bis dahin eine Herde gehalten, immer schwieriger geworden. Der allgemeine Wohlstand hob sich, es gab vielerlei Erwerbsmöglichkeiten, und von Beruf Schäfer zu sein,

galt vielfach als nicht fein genug. Man kann sagen, daß die Schäfer der guten alten Zeit früher ausgestorben sind, als die Herden selbst²²⁸. Auch René Nelli²²⁹ bestätigt, daß im französischen Département Aude mit dem Rückgang der Schafhaltung Bedeutung und Ansehen des Schäfers schwanden. War er noch wenige Jahrzehnte vorher nachahmenswerte Figur höfischer Feste und bevorzugtes Objekt der Idylldichtung, dem man manches nachsah, tritt nunmehr das Gegenteil ein. „A partir du 19^e siècle, cependant, on se met à leur [den Schäfern] reprocher, leur saleté, leur routine, leur incompétence, etc.“²³⁰ Auch die jungen Mädchen „ne veulent, en aucun cas, épouser un berger“.²³¹

Das starke Absinken der Schafhaltung führte auch dazu, daß sich Wirtschaftsformen auflösten oder ihren Charakter änderten. Um nur einige Beispiele herauszugreifen, sei erwähnt, daß die Bergamasker Wanderschäferei fast ganz zum Erliegen kam. In Dörfern, in denen früher fast alle Einwohner Schäfer waren, lebten von diesem Beruf in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts etwa noch 3 bis 4 Familien.²³² In Deutschland ist vielfach zu beobachten, daß Gebiete, die früher vorwiegend Gemeindegewanderei betrieben, seit der Jahrhundertwende von Wanderschafherden besucht werden, d. h., daß die Reste absoluter Schafweide zur Ernährung von Wanderherden gerade noch ausreichen.²³³ Dort, wo früher ausgesprochene „Hofschäferei“ betrieben wurde — vorwiegend in Niederdeutschland — ist wiederum Gemeinde- oder Genossenschaftsgewanderei eingeführt worden, d. h. daß die dortige Weidefläche für die ehemals recht starken Hofherden zu knapp geworden war.²³⁴ — Wir sehen aus diesen Beispielen aber auch, daß die vielfältigen Formen der Schafhaltung, von denen in diesem Zusammenhang vorerst nur einige gestreift wurden, genügend Möglichkeiten bieten, dieses in jeder Weise nutzbringende Tier auch in das System intensiver Anbauwirtschaft einzugliedern.

Von fachkundiger Seite wird immer wieder darauf hingewiesen, daß man den Rückgang der Schafhaltung durch Übergang von

der Woll- zur Fleischnutzung hätte steuern und auffangen können.²³⁵ In der Tat sind größere Gutsbetriebe auch zur Züchtung von Fleischrassen bzw. zur Aufkreuzung mit englischen Fleischschafen übergegangen.²³⁶ Aber auch dieser Maßnahme war kein dauernder Erfolg beschieden, denn der Konsum von Schaffleisch ist speziell in Deutschland recht gering und trotz aller Propaganda auch gering geblieben. Exportmöglichkeiten, wie sie ehemals z. B. nach Frankreich bestanden, mußten sich durch das verstärkte Fleischaufkommen von Übersee auf die Dauer ebenfalls zerschlagen.

Bedeutend blieben lediglich die Stammschäfereien, die ihre Herden ausschließlich zu Zuchtzwecken hielten und in der ganzen Welt Anerkennung und Absatz fanden.

Nach eingehender Betrachtung der Wollproduktion auf der Grundlage besonders der feudalen Gutsherrschaft wollen wir im folgenden kurz über die Bedeutung der Wollproduktion im bäuerlichen Bereich informieren: Den Bestrebungen der Landesherren, den Schafbestand durch feinwolligere Rassen aufzuzüchten, setzten die Bauern, wie wir feststellten, anfangs Widerstand entgegen, der einerseits wohl den Fortschritt hemmte, andererseits aber erklärlich ist. Sie produzierten neben den Zinsabgaben meist allein für den eigenen Bedarf. Dafür reichte die grobe Wolle der heimischen, unveredelten Tiere aus. Hemmend wirkte außerdem die Tatsache, daß das bäuerliche Weideareal im Gegensatz zu dem des Grund- oder auch des Landesherren sich nicht vergrößerte, sondern durch deren willkürliche Maßnahmen immer mehr eingeschränkt wurde. Es fehlten dem Bauern also auch die Möglichkeiten, sich an den Experimenten der Schafveredlung zu beteiligen.

In den Landschaften allerdings, in denen vor Einführung wissenschaftlich fundierter Maßnahmen die Qualität des Bodens so schlecht war, daß dieser eigentlich nur für Schafhaltung geeignet war — also vor allem in den Heidegebieten — mögen die Verhältnisse etwas anders gelegen haben. In der Einleitung stellten wir bereits fest, daß auf sol-

chen Höfen die Schafhaltung so groß war, daß sie allein deren Rentabilität ausmachen konnte. Das aber bedeutet, daß hier das Wollaufkommen über die Deckung des eigenen Bedarfs hinausging²³⁷ und der Bauer sich nach Möglichkeiten umsehen mußte, die überschüssige Wolle, wenn sie auch nur von grober Qualität war, abzusetzen. In manchen Fällen war es die Rohwolle selbst, die er verkaufen konnte; gewinnbringender dürfte aber der Verkauf schon verarbeiteter Wolle gewesen sein. Hierüber liegt uns ein Bericht des ehemals Münsterschen Hauptmanns Flensburg vor, der 1780 das Niederstift Münster bereiste und seine Eindrücke wie folgt wiedergibt: „Die viele Wolle, die der Landmann von diesen Schafen [grobwollige Heidschnucken] zieht, hat Anlaß gegeben, sie zu Strümpfen zu verstricken. Alles strickt hier was nur Hände hat, Bauer und Bäuerin, Kinder, Knechte und Mägde, vom fünften Jahre des Lebens an bis ins höchste Alter. So wie die Ackerarbeit freie Muße gibt, sitzt alles beim Feuer oder im Schatten und strickt. Der Knecht strickt beim Mistwagen unterwegs, wenn er zum Acker, zur Wiese oder sonst über Land geht, so die Magd, so alle Hausgenossen; der Schäfer den ganzen Tag hinter den Schafen, und selten findet man hier den Landmann, auch auf größeren Reisen, ohne Strickzeug. In den Bauernschaften und Dörfern versammeln sich im Winter die Stricker den Abend hindurch zu 20 bis 30 in einer Stube, um bei der Wärme des Ofens und dem Schein einer Tranlampe oder auf der Diele beim Feuer ohne Licht so wohlfeil als möglich zu arbeiten, oft bis 11 oder 12 Uhr.“²³⁸ Aus Thülen, Kr. Cloppenburg wird berichtet, daß noch nach 1900 der Schäfer die langen Schifferstrümpfe („Bikstrümpfe“) strickte, die er sonntags im Kirchdorf verkaufte. Von Aufkäufern wurden sie dann gesammelt und entweder in Holland oder an der deutschen Küste losgeschlagen.²³⁹ Sehr verbreitet war das Strümpfestricken auch im Bereich der Lüneburger Heide, wo es vornehmlich Sache der Männer gewesen sein soll, „der Kuhhirte und der Schäfer hinter der Herde, die Knechte in der Spinnstube, der Altenteiler auf dem Sor-

genstuhl und der Bauer auf der Ruhebänk beim Ofen“.²⁴⁰ Daß in Pommern allerdings die beträchtliche häusliche Wollverarbeitung ein Grund für die dort von jeher bedeutende Schafhaltung war,²⁴¹ ist ein gänzlich abwegiger Gedanke.

Wie weit diese — man kann schon sagen — „Heimindustrie“²⁴² ursprünglich verbreitet war, konnte im Rahmen der Themenstellung dieser Untersuchung nicht festgestellt werden.

Sicher ist aber, daß das Stricken des *Schäfers* eine allgemeine weit verbreitete Erscheinung war. Aus Trebatsch, Kr. Beeskow, erfahren wir, daß der dortige Schafmeister nicht allein stricken, sondern auch häkeln konnte.²⁴³ v. Schulenburg²⁴⁴ berichtet, daß die Schäfer für Lohn nicht nur Strümpfe und Handschuhe strickten, sondern mit Hilfe einer einfachen Spindel die Wolle selbst spannen. Spinnen und Stricken der Schäfer findet sich auch von den Grandes Landes bis zu den Basken, über die Pyrenäen bis ins katalonische Gebiet hinein verbreitet.²⁴⁵ (Lotte Beyer²⁴⁶ will sogar festgestellt haben, daß die Schäfer des Languedoc nach deutscher und nicht nach französischer Stricktechnik arbeiten.) — Die Menge der durch Schäfer hergestellten Strickwaren scheint mitunter so bedeutend gewesen zu sein, daß sie das merkantile Interesse der Regierung erregte; denn ein deutscher Landesherr erkundigte sich in einem Ausschreiben vom 5. Januar 1770 angelegentlich danach, ob sich die Schäfer u. a. auch mit dem „heilsamen Stricken“ beschäftigten.²⁴⁷ Hingegen ist es typisch für den Bereich der Guttschäfereien, daß dort dem Schäfer vielfach das Stricken untersagt war, weil es seine Aufmerksamkeit beeinträchtigen könnte.²⁴⁸

Wollverarbeitung im bäuerlichen Betrieb, wie wir sie kennenlernten, und Stricken des Schäfers stehen kaum im Zusammenhang. Die Gründe sind jedenfalls verschiedene. Während die bäuerliche Wollverarbeitung auch in Form einer gewissen Heimindustrie in erster Linie im Bereich der Hofschäferei geübt worden sein dürfte, die, wie schon gesagt, infolge zahlreicher absoluter Schafweiden ein Wollaufkommen hatte, das über die eigene Be-

darfsdeckung hinausging, betrieb der Schäfer das Stricken vor allem als zusätzliche Einnahme zu seinen ohnehin mageren Diäten, zumal dann, wenn er in Deputatlohn stand und keine eigenen Tiere mithalten durfte. Das uns so geläufige anheimelnd-romantische Bild des strickenden Schäfers hat also seinen sehr realen Hintergrund.

Wie nun, müssen wir abschließend fragen, wurde die Wolle überhaupt gewonnen, welche Maßnahmen waren dafür notwendig?

Die Wollschur gilt im allgemeinen als „die erste Ernte des Jahres“.²⁴⁹ Mit dieser Feststellung ist bereits der Termin festgelegt, an dem die Schafe ihr Wollkleid verlieren. Er liegt vor der Getreideernte, je nach Landschaft und Klimalage verschieden, im frühen oder späten Frühjahr bis Frühsommer. Dieser Termin erklärt sich natürlicherweise aus dem Umstand, daß man eigentlich nur in der warmen Jahreszeit den Tieren ihr Vlies nehmen kann. Allerdings gibt es auch genügend Beispiele dafür, daß die Schafe zwei- bis dreimal im Jahr geschoren wurden, wobei schon der zweite Schurtermin in den Spätsommer bis Frühherbst, bei dreifacher Schur sogar in den Winter fällt.²⁵⁰ Jedoch sind in solchen Fällen die Tiere während der kalten Jahreszeit aufgestellt.

Um ihre Wolle zu gewinnen, werden die Schafe im allgemeinen geschoren. Es finden sich aber auch Hinweise darauf, daß man noch eine andere Methode kannte, die Wolle zu gewinnen. So weist Moriz Heyne²⁵¹ darauf hin, daß in einer althochdeutschen Glosse „scheren“ und „raufen“ (ausraufen) nebeneinander gebraucht werden, und in einem Freiburger Stadtrecht des Mittelalters gar von „raufwolle“ gesprochen wird: „...welch man uf dem hantwerke roufwolle wil under mengen, der sal se vor irst den meistern wisen. mengit her se aber under, âne der meister wissen, so sal her iz ... verbûzen“.²⁵² Das heißt also, daß zwei Arten von Wolle produziert und verarbeitet wurden, eine qualitätsvollere, feinwollige und eine weniger gute, grobwollige. Die bessere Sorte wurde durch Scheren, die schlechtere wahrscheinlich durch

Ausraufen gewonnen. In älteren Zeiten, meint Moriz Heyne,²⁵³ sei überhaupt die Wolle wohl mehr gerauft worden, und ich glaube, es ist erlaubt, sich dieser Meinung anzuschließen, wenn wir uns daran erinnern, daß in Deutschland ein feinwolligeres Schaf frühestens erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts — wahrscheinlich aber noch später, nämlich seit dem 14. Jahrhundert — zu züchten versucht wurde. Das grobwollige Schaf dominierte also zunächst. Gewiß wird man es auch geschoren haben, aber da es unter gewissen Umständen die Eigenart hat, die Wolle in der warmen Jahreszeit abzuwerfen²⁵⁴ oder abzuschaben, wie es von den Schafen auf den Färöern berichtet wird²⁵⁵, wo die Inselbewohner die abgeschabte Wolle aufsammeln oder den Schafen derart ausreißen, daß die armen Tiere nach einer solchen Prozedur oft blutend davonlaufen,²⁵⁶ war das Scheren nicht unbedingt notwendig. — Wenn gelegentlich geäußert wurde,²⁵⁷ daß das Scheren erst durch die Kenntnis der Eisenbearbeitung möglich wurde, so müssen wir dem entgegenhalten, daß einmal die Schere in der Form, wie sie heute benutzt wird, bereits zur Bronzezeit existierte, andererseits aber noch im römischen Altertum das Ausraufen der Wolle vorherrschend war.²⁵⁸ Erst mit der speziellen Züchtung feinwolliger Tiere hat die Wollschur das Ausraufen verdrängt.²⁵⁹

Bedurfte das Ausraufen noch keiner besonderen Kenntnisse, so waren bei der Schur schon gewisse Handfertigkeiten vonnöten. Ja, es entstanden berufsartige Formen des Scherens. So kennt man in der Gegend von Arles ganze Mannschaften von Spezialarbeitern, die zur Zeit der Schur durchs Land ziehen und ihre Dienste den Schafhaltern antragen. Jede dieser Gruppen zählt sechs bis acht Scherer und eine Frau, welche die Wollballen sortieren und bündeln muß. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts zogen noch an die 25 Teams solcher Spezialisten durchs Arlesaner Land.²⁶⁰ In Mitteleuropa treffen wir ähnliche Scherkolonnen ebenfalls an, doch wird häufig auch von Frauen berichtet, die das Wollescheren vornahmen.²⁶¹ Mitunter, aber doch relativ selten, schert

auch der Schäfer bzw. beginnt er mit der Schur.²⁶²

Wenn man der Wollschur die Bedeutung als „erster Ernte“ des Jahres geben will, ist es verständlich, daß dieses Ereignis gebührend gefeiert wird. Häufig ist es ein Feiertag des Schäfers, der an diesem Tage nicht austreibt und Ruhe hat. In Spanien bringt man ihm sogar einen Stuhl, damit er in aller Bequemlichkeit dem Scheren zusehen kann.²⁶³ Diesen Ruhetag nutzten die Schäfer bisweilen auch dazu, sich an einem zentralen Ort zu Versammlungen und zur Abhaltung von Festen zu treffen. So etwa in Belzig, wo sie noch um 1800 aus der dortigen Umgebung in der ehemaligen Gaststätte Rosenkranz zu einem „Hirtenfest“ zusammenkamen.²⁶⁴ Im allgemeinen aber wird der Schurtag von denjenigen festlich begangen bzw. ausgerichtet, die den Nutzen aus der „Ernte“ ziehen, den Schafhaltern. Ein besonderes Brauchtum scheint sich jedoch nicht herausgebildet zu haben. Die Hauptsache dabei ist das reichliche Essen und Trinken, das der Halter seinen Scherern spendiert. (Dr. Fleuren, London, teilt uns allerdings mit, daß auf vielen Bergfarmen in Nordengland und in Wales die Schafschur *das* gesellschaftliche Ereignis des Jahres sei.)

Eng verbunden mit der Wollschur ist auch der Prozeß der Schafwäsche, die zu der Zeit, als man die Wolle noch ausraufte, wohl nicht angewendet wurde, weil sie sinnlos gewesen wäre. Dann aber, als mit der feineren Qualität die Wolle im Preis stieg, war es notwendig, vor der Schur das Vlies zu waschen, da Aufkäufer und Händler Wert darauf legten, einmal saubere Wolle zu bekommen, und zum andern mehr als das reine Wollgewicht nicht zu bezahlen geneigt waren. (Durch Verunreinigungen konnte das Wollgewicht nämlich beträchtlich heraufgesetzt und damit der Gewinn des Schafhalters erhöht werden.)

Im wesentlichen spielt sich das Waschen der Schafe vor der Schur überall unter gleichen Bedingungen ab. Zum Teil sind gemeindeigene Waschanlagen vorhanden,²⁶⁵ oder es haben sich regelrechte Schafwaschgenossenschaften gebildet, die als „angestammtes

Gewerbe“ angesehen werden. Im württembergischen Wasserstetten an der Lauter (zwischen Münsingen und Urach) gab es in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts noch fünf solcher Schafwäscher, die ihren Beruf vom Vater auf den Sohn vererbten. Unter einem „Oberwäscher“ bildeten sie eine Art „Genossenschaft“.²⁶⁶ Natürlich gab es auch gutseigene Wäschereien und Waschanlagen, die entweder von Fall zu Fall eingerichtet oder auch fest ausgebaut waren. — „Meistens liegen diese Wäschen an Bachläufen, deren Wasser gestaut werden kann. Es ist Voraussetzung, daß das Wasser genügend warm und vor allem nicht zu hart ist. Die Herden werden am Abend vor der Wäsche eingeweicht, indem man die Schafe zwingt, einen bestimmten Teil des gestauten Baches zu durchschwimmen. Die geschwemmte Herde kommt die Nacht über in einen gut eingestreuten, luftigen Stall, wo sie ‚dampft‘ und wo der Unrat in der Wolle sich löst. Am anderen Morgen durchschwimmt die Herde nochmals den Bachlauf, tropft dann ab, und nun beginnt das eigentliche Waschen. Jedes einzelne Schaf wird nun unter einen starken Wasserstrahl gehalten, und jeder der drei Wäscher behandelt einen bestimmten Körperteil des Schafes. Wenn der dritte Wäscher fertig ist, läßt er das Schaf nach der Abtropfstelle schwimmen, wo sich die Schafe zunächst schütteln und, wie der süddeutsche Schäfer sagt, ‚verschnaufen‘. Auf dem Rückmarsch zum Schurort müssen staubige Landstraßen vermieden werden. Die Schur kann in der Regel nach 3 Tagen beginnen, d. h. wenn die Schafe auch am Hals unten vollständig trocken sind“.²⁶⁷ Dieser Vorgang ist im wesentlichen überall der gleiche. Lediglich die Waschanlagen variieren in ihrem Aufbau. Bevorzugt wird im allgemeinen fließendes Wasser.

Das Schafwaschen gehört wie so vieles, was mit der Schafhaltung zusammenhängt, zum Repertoire volkstümlicher Heimatschilderungen. Da ist vom lustigen Blöken der Schafe, der kreisenden Schnapsflasche bei den fröhlich singenden Wäschern und dem deftigen Essen nach getaner Arbeit die Rede

Welch ungeheure Anstrengung, ja welche Schinderei diese Arbeit jedoch für die Wäscher bedeutet, davon lesen wir dort nichts. Aus Coerde bei Münster stammt aber ein Bericht Möcklinghoffs,²⁶⁸ in welchem die ganze Prozedur der Schafwäsche einmal vom Standpunkt der Wäscher aus dargestellt wird:

Im Berichtsgebiet fand die Wäsche an einem See statt. Vier bis fünf Männer, „die durchaus gesund sein müssen, vor allem was das Herz anbetrifft“, stehen bereit, die schwere Arbeit zu übernehmen. Wenn die Schafe versammelt sind, gehen die Wäscher „mit einer alten Hose und Joppe bekleidet, bis zum Bauchnabel ins Wasser und stellen sich in zwei Meter Abstand am Ufer entlang auf, mit dem Rücken zu den Schafen. Nun nimmt der Schäfer ein Schaf mit der linken Hand am Hals und mit der rechten an der Keule und wirft es dem ersten Mann im Wasser zu, der nimmt das Schaf am Hals und zieht es vor sich hin, dann legt er die rechte Hand über Nase und Maul, mit der linken Hand drückt er die beiden Ohren zu und taucht das Schaf unter. Nachdem er es aufwärts gezogen hat, beginnt er mit beiden Händen die Wolle auszudrücken vom Hals angefangen bis zum Schwanz; dann gibt er das Schaf an seinen Nachbarn ab, der nimmt den Kopf von dem Tier unter den rechten Arm und drückt die Seiten aus. Auch der gibt das Tier mit einem kleinen Schubs seinem Nachbarn, bis das Schaf beim letzten Mann gelandet ist. Der spült das Schaf, indem er es hinter den Ohren am Halse faßt und immer hin und her zieht. Nun gibt er das Tier, das wegen der nassen Wolle fast nicht mehr stehen kann, dem am Ufer zurückgebliebenen fünften Mann zurück, der es“ in eine Hürde bringt. „Dort läuft das Wasser aus. Solch eine Schafwäsche von 200—500 Stück dauert drei bis vier Stunden, und diese Zeit müssen die vier Männer im Wasser zubringen. Wenn nicht immerzu die Schnapsflasche rundging, könnte das kein Mensch aushalten, und jeder würde sich zu Tode erkälten, aber nun wissen sie noch nichts davon, bis die Arbeit zu Ende ist. Dann heißt es, heraus aus dem Wasser, schnell angezogen, abtrocknen, anderes Zeug an, und

sofort auf den bereitstehenden Wagen mit einem Strohlager; und kaum haben diese vier Männer, die im Wasser standen, sich niedergelegt, dann schlafen sie schon, und schlafend kommen sie zu Haus an. Nachdem man sie nun wachgerüttelt hat, sind sie wieder ganz da, es fehlt ihnen nichts mehr als nur zu essen, denn einen fürchterlichen Hunger haben die Schafwäscher von ihrer anstrengenden Arbeit im kalten Wasser natürlich mitgebracht. Aber wenn die Schafe gewaschen werden, dann hat die Bäuerin besonders gut gekocht, man wäscht ja nicht alle Tage Schafe.“

Nicht überall sind die Arbeitsbedingungen so primitiv. In der Gemeindegewäsche in Benhausen bei Paderborn standen die Wäscher wenigstens in Holztonnen,²⁶⁹ und in Harth, Kr. Büren waren die gesamten Waschanlagen, also auch die Standplätze der Wäscher, sogar ausgemauert,²⁷⁰ so daß sich dann die ohnehin schwere Arbeit weniger gesundheitsschädlich auswirken konnte.

In neuester Zeit geht die Schafwäsche immer mehr zurück.

Zusammenfassung

Die Geschichte der Schafhaltung ist die Geschichte ihrer zahlreichen Nutzungsmöglichkeiten, die wiederum — durch die allgemeine wirtschaftshistorische Entwicklung bedingt — durch die jeweilige Höhe des Bedarfs an einzelnen Produkten gekennzeichnet wird.

Wir stellten fest, daß sowohl in der ur- und frühgeschichtlichen Zeit Mitteleuropas als auch in den Epochen der antiken Geschichte die Nutzungsmöglichkeiten der Schafhaltung im wesentlichen nur allgemein ausgeschöpft und über den eigenen Bedarf hinaus weniger in Anspruch genommen wurden, d. h., daß eine Spezialisierung auf ein bestimmtes Produkt der Schafhaltung in nennenswertem Umfang kaum stattfand und damit auch von einer *Schafzucht* im eigentlichen Sinne noch kaum gesprochen werden kann. Diesem Charakter der Schafhaltung entsprechend liegen die Weide- und Triftgerechtigkeiten

noch in den Händen der bäuerlichen bzw. dörflichen Gemeinde.

Dieser Zustand ändert sich, als im 14. Jahrhundert die mitteleuropäische Stadt schnell an Bedeutung gewinnt, große Teile der Landbevölkerung anzieht und das Handwerk, speziell das Wolle verarbeitende, aufzublühen beginnt. Das Schaf mit seinen vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten ist das Tier, das jetzt infolge des erhöhten Bedarfs an Nahrungsmitteln und Kleidung an Bedeutung gewinnt. Es beginnt die Produktion über den eigenen Bedarf hinaus, die Gemeinderechte werden durch grundherrliche Übergriffe eingeschränkt. Es zeichnet sich ein Gegensatz zwischen den Interessen bäuerlicher und denen grundherrlicher Schafhaltung ab, wobei die Entwicklung der Wollproduktion von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Um ein abgerundetes Bild der Geschichte der Schafhaltung in Mitteleuropa zu geben, behandelten wir in gebotener Kürze die einzelnen Produkte und ihre Bedeutung in wirtschafts- bzw. agrarhistorischer Hinsicht.

Bei der Betrachtung über die *Verwertung des Düngers* konnten wir die enge Verbindung und die gegenseitigen Bedingtheiten zwischen Dreifelderwirtschaft und Schafhaltung deutlich herausarbeiten.

Das *Saateintreten*, dem wir bereits im ägyptischen Altertum begegnen, glaubten wir mit archaischen Formen der Anbauwirtschaft (Brandfeldbau) in Verbindung bringen zu können.

Mit dem Anwachsen der Städte im 14. Jahrhundert hängt auch die steigende Bedeutung des Schaf-*Fleisches* zusammen, während die *Milch*-Produkte wohl mehr im bäuerlichen Bereich verwertet wurden, zumal sich Wollproduktion und Milchnutzung auszuscheiden scheinen.

Die *Woll*-Produktion ist schließlich der ausschlaggebende Faktor in der Geschichte der Schafhaltung. Der erhöhte und immer größer werdende Bedarf an Wolle macht planvolle Züchtungen von Wollschafen notwendig. In Hinblick auf das Zuchtmaterial schien

es berechtigt, von einer Vormerino- und einer Merinoperiode zu sprechen.

Die einseitige Ausrichtung auf Wollproduktion, die durch den Bedarf der Wollindustrie immer größere Gewinne abwarf, zerstörte jedoch das einst so gut austarierte Gleichgewicht zwischen Dreifelderwirtschaft und Schafhaltung und führte z. B. im England des 15./16. Jahrhunderts zu einer bewußten Versteppung des Bodens, der ungeheuren Herden von Wollschafen Nahrung bot.

Dieser Entwicklung steuerten die deutschen Landesherren, die, wenn natürlich auch zu ihren Gunsten, aber auch auf Kosten der Grundherren, die Schafhaltung verbesserten und Aufzuchtungsmaßnahmen der einheimischen grobwolligen Schläge einleiteten. Gute Ansätze zerschlug der Dreißigjährige Krieg.

Die große Wende bringen die spanischen Merinoschafe, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zum Export freigegeben werden und in alle Länder Europas, auch in kleinste Fürstentümer Deutschlands, eingeführt werden. Gefördert von physiokratischen Bestrebungen entwickelt sich eine wissenschaftlich fundierte, planvolle Züchtung feinwolliger Schafe in Zentraleuropa. Die Ausbildung von Schäfern und Schafhaltern in den eigens errichteten königlichen und fürstlichen Lehranstalten trägt reiche Früchte. Das allgemeine Niveau wird gehoben, den Erfordernissen wissenschaftlich geführter Wirtschaft Verständnis entgegengebracht.

Die wirtschaftlichen Bestrebungen der Aufklärung, ohne deren belebende Wirkung der großartige Aufschwung der Merinozucht in Deutschland und in Europa gar nicht denkbar gewesen wäre, führten andererseits auch zu einer fruchtbaren Entwicklung der Anbauwirtschaft. Den Schafen wurde dadurch mehr und mehr die Weide und Futtergrundlage entzogen, ihre Zahl sank von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. — Freilich war es nicht der aufblühende Anbau allein, welcher die Schafhaltung zurückdrängte. Es waren im gleichen Maße die in eigenen Stammschäfereien gezüchteten feinwolligen Merinoböcke, die nach

Übersee verkauft, dort erst den Grundstock zu einer Wollproduktion legten, welche binnen kürzester Zeit die europäische Wolle vom Weltmarkt fegte und damit die Schafhaltung noch unrentabler gestaltete. Man verlor das Interesse an ihr.

Wir betrachteten sodann den Sektor der bäuerlichen Wollproduktion, die im wesentlichen immer noch der Deckung des eigenen Bedarfs diene. Wir fanden aber auch — besonders im Bereich der bäuerlichen Hofschä-

ferei — Wollproduktion und gleichzeitige Verarbeitung über den eigenen Bedarf hinaus. Bemerkenswert war, daß es sich hier um grobe, unveredelte Wolle handelte.

Eine Betrachtung über die Wollschur ließ deutlich werden, daß die entwickeltere Technik des Scherens mit der Produktion feiner Wolle einhergeht. Das gleiche gilt von der Schafwäsche, die auch erst ihren Sinn bekommt, wenn das feinwollige Vlies im ganzen geschoren und verkauft wird.

II. Wirtschaftsformen der Schafhaltung

A. Wanderweidewirtschaft

Genügsamkeit und Anpassungsfähigkeit, die wir in der Einleitung als charakteristische Merkmale des Schafes bezeichneten und die zu seiner Bedeutung beigetragen haben, erlauben es, dieses Tier außer in einer Weidewirtschaftsform mit *festem* Standort, auch in einer solchen mit *wechselndem* Standort zu halten.

Die wirtschaftsethnographische Forschung unterscheidet im wesentlichen drei Systeme der Wanderweidewirtschaft: Nomadismus, Alpwirtschaft und Transhumanz. Ihnen gemeinsam ist das Wandern von Herden bei mehr oder minder großen Entfernungen zwischen den einzelnen Weidegründen, die je nach den klimatischen oder geographisch-floristischen Gegebenheiten im Wechsel der Jahreszeiten aufgesucht werden.¹ Unter den in Frage kommenden Herdentieren spielt das Schaf überall eine maßgebliche Rolle, so daß es geboten erscheint, alle drei Formen zu betrachten, sie zu analysieren und begrifflich genau zu trennen. Denn unter gewissen Bedingungen sind zwar die Unterschiede zwischen den einzelnen Systemen fließend, aber im Grunde trägt jedes dort, wo es in reiner Ausprägung hervortritt, ganz charakteristische Merkmale, die es in seinem ganzen Habitus scharf von den anderen abhebt.² Dennoch hat man sich nicht mit der nötigen Sorgfalt einer klaren Terminologie befleißigt, sondern bezeichnet oft, wie die vielfältige Literatur ausweist,³ mit Nomadismus etwa eine Erscheinung, die ganz eindeutig der Transhumanz angehört oder versteht unter Alpwirtschaft Vorgänge, die in den Bereich des Bergnomadismus fallen, u. a. Aus dieser Anwendung einer unkorrekten Terminologie erklären sich solche zusammengesetzten Begriffe wie „alpine Transhumanz“,⁴ und Boesch⁵ hat nur zu recht, wenn er meint,

daß „in wissenschaftlichen Arbeiten ... von einem ‚alpinen Nomadismus‘ nicht mehr gesprochen werden“ sollte.

1. Nomadismus⁶

„Das Schaf erscheint für Großherdenhaltung und Wanderweidung maximal günstig. Es ist futtermäßig und leicht beweglich, vermag sich im Winter schneebedecktes Futter freizulegen und hält auch dem Hunger und Durst der sommerlichen Steppendürre stand, indem es als Steppentier auf Grund besonderer Anpassungsfähigkeit im Fettsteiß, oder Fettschwanz, analog Kamel und Zebu, Nahrungs- und Wasserreserven stapelt“.⁷ Es ist also das gegebene Weidetier für die nomadistische Form der Wanderweidewirtschaft, die ja durch „ständiges und meist periodisches Wandern ganzer Stämme von Viehhaltern zum Zwecke der Weidegewinnung für ihre Herden“⁸ gekennzeichnet ist. Einige Zahlenangaben mögen seine Stellung und Bedeutung in dieser Wirtschaftsform demonstrieren: Bei den Kirgisen war es nicht ungewöhnlich, daß reiche Besitzer bis zu 50 000 Schafe⁹ hatten. Im Jahre 1911 belief sich im ehemaligen Gouvernement Turkestan der Anteil von Schaf und Ziege auf 80% des Gesamtviehbestandes der dortigen Nomadenbevölkerung.¹⁰ Das Verhältnis lag bei den Mongolen auf 54%.¹¹ In den sibirischen Steppen waren im Jahre 1913 von rund 56 Millionen Herdentieren

28,75	Millionen Schafe
11,35	„ Rindvieh
9,9	„ Pferde
3,2	„ Ziegen
1,48	„ Kamele
1,24	„ Schweine
0,1	„ Esel und Maulesel. ¹²

Für Nordafrika liegen die Verhältniszahlen ähnlich. „Das Hauptherdentier des nordafrikanischen Nomaden ist das Schaf, das in den algerischen Steppen etwa 80% des Viehbestandes ausmacht“.¹³ Bei den Nomaden der

Sahara bilden sie „den zahlenmäßigen Grundstock der Herde“.¹⁴

Was das Schaf dem Nomaden bedeutet, hat Schakir-Zade¹⁵ folgendermaßen zusammengefaßt: „... den hauptsächlichsten Reichtum des Steppennomadentums [bilden] die Schafherden, weil das Schaf die geeignetste Tierart für Leben und Bedürfnisse des Nomaden ist. Das Schaf gibt mit seiner Milch, seinem Fleisch und Fett Nahrung, mit Fellen und Wolle Kleidung und Wohnung... Bestimmend für die Schafhaltung war außer den genannten Vorzügen dieser Tiergattung auch die Nachfrage der seit ältesten Zeiten mit den Nomaden in Güteraustauschverbindung stehenden orientalischen Völker. Wie bei den Nomaden selbst blieb auch bei der ansässigen Bevölkerung des Orients bis in die Gegenwart hinein die einzige beliebte Fleischsorte das Hammelfleisch. Die Bedeutung des Schafes für das Wirtschaftsleben der Nomaden reicht noch weiter. Es ist nämlich nicht nur einfaches Wirtschaftsobjekt, sondern gilt bei Kirgisen und Kasaken ... auch im inneren Handel als Wertmesser und Zahlungsmittel. Die Kirgisen bezahlen untereinander stets mit Schafen. Statt mit ... Rubel rechnen sie mit ‚Tokti‘, das ist ein einjähriges Schaf ...“

Hermanns¹⁶ bestätigt die gleiche Bedeutung des Schafes für Tibet und betont: „Wenn der Nomade auch Rinder und Pferde verloren hat, so kann er sich durch Schafzucht allein doch durchschlagen“.¹⁷ Da diese aus dem zentralasiatischen Raum gewonnenen Angaben, die sich beliebig ergänzen und vermehren ließen, den gleichen Verhältnissen in Nordafrika entsprechen, dürfen wir wohl verallgemeinernd feststellen, daß Schafe im Bereich des Nomadismus — selbst wenn sich eine „Monokultur“¹⁸ entwickelt hat — nicht nur der Grundstock des Herdenbestandes, sondern sogar die Grundlage der gesamten Wirtschaftsform sein können.¹⁹ Unter den Weidetieren dürften ihnen lediglich noch die als Lastträger gehaltenen Pferde, Kamele und Esel an Bedeutung nahekommen, denn „zwei Anforderungen stellt der Nomade primär an

seine Herde: die Lieferung von Nahrung, vor allem von Milch, und den Transport des Gepäcks auf der Wanderung. Beides ist gleich wichtig: ein Wanderstamm ohne Transporttiere ist genauso wenig lebensfähig wie ohne Nahrungsquelle“.²⁰

Selbstverständlich ist das Schaf nicht alleinige Nahrungsquelle des Nomaden, denn bekanntermaßen ist menschliches Leben ohne vegetabilische Nahrung nicht möglich,²¹ d. h. der Nomade (auch der sog. Vollnomade) ist zur Erhaltung seiner Existenz gezwungen, sich Cerealien und andere Feldfrüchte zu beschaffen. Man ist im allgemeinen der Ansicht, daß dies vorwiegend durch Handel und Raub geschähe. Gewiß, aber — und darauf scheint bisher weniger geachtet worden zu sein — auch der Vollnomade treibt eine gewisse Art von Anbau. Die Nachrichten der Saharareisenden aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts berichten jedenfalls davon,²² und die moderne Forschung mißt der Notwendigkeit vegetabilischer Nahrungsbeschaffung bei den Nomaden Zentral- und Westasiens große Bedeutung bei.²³ Davon ausgehend äußert Herzog²⁴ die unserer Ansicht nach nur folgerichtige Meinung, daß z. B. das „nordafrikanische Nomadentum aus dem Anbau entstanden ist und als verkümmerte Abzweigform stets entweder selbst Pflanzen nebenbei angebaut hat oder in hohem Maße von benachbarten Ackerbauern oder Oasenbauern abhängig war“. Man könnte sogar hinzufügen, daß das angeblich so stark ausgebildete Räubertum der Nomaden der Sorge um vegetabilische Nahrungsbeschaffung recht abträglich sein mußte, denn was nützte es dem so viel gerühmten „Hirtenkrieger“, wenn er die Anbauer erschlug oder deren Felder verwüstete? Er traf sich mit solchen Unternehmungen nur selbst. Man darf also annehmen, daß die bekannten Schilderungen vom „kämpferischen Charakter“²⁵ des Nomaden vielfach übertrieben sind und der Wirklichkeit nicht immer entsprechen. Im übrigen wurden die seßhaften Anbauer von ihnen durchaus nicht so in die Defensive gedrängt, wie man es gemeinhin berichtet; eher war es umgekehrt.²⁶

Nachdem wir gleiche Grunderscheinungen zwischen den Hauptgebieten des Nomadismus in Zentralasien und Nordafrika festgestellt haben, ist es wohl erlaubt, den o. g. Herzogischen Gedankengang auf den Nomadismus ganz allgemein zu übertragen²⁷ und damit auch die Frage nach dem Ursprung dieser Wirtschaftsform zu stellen. Wenn wir dies tun, so bedeutet das, daß der Nomadismus erst entstanden sein kann, als bereits eine gewisse organisierte Form der Anbauwirtschaft bekannt war. Das bedeutet auch, daß wir uns den Gedanken Eduard Hahns anschließen, der die gleiche Ansicht schon einmal geäußert hat.²⁸ Wir sind aber der Meinung, daß eine Abspaltung des Nomadentums unmittelbar von der Anbauwirtschaft nicht erfolgte, sondern daß dazu eine Wirtschaftsform notwendig war, welche Elemente der Anbauwirtschaft wie auch solche des Nomadismus gleichermaßen in sich vereinigte. Diese Wirtschaftsform aber dürfte die Transhumanz gewesen sein, welche als Charakteristikum Anbauwirtschaft und Schafhaltung zugleich betreibt. Unter entsprechenden Umständen mag die viehwirtschaftliche Komponente stärker in den Vordergrund getreten sein, so daß eine Spaltung zwischen beiden Faktoren eintrat, die zum Nomadismus führte. Der Bedarf des Nomaden an Feldfrüchten bzw. deren Beschaffung wäre so als Rest der alten Gemeinsamkeit aus der Periode der Transhumanz zu betrachten.²⁹

Wir glauben also sagen zu können, daß der Nomadismus unter den drei Formen der Wanderweidewirtschaft nicht die primäre ist.

Wenn auch die Sorge um die Herden den gesamten Stamm zwingt, zum Zweck der Weidegewinnung ständig von Platz zu Platz zu ziehen, so wandelt sich die unstete Lebensführung, die ganz im Mittelpunkt des Daseins steht, doch relativ rasch, sobald der Nomade in Bereiche anderer Kultur- und Wirtschaftsformen gerät. In erster Linie werden das vorwiegend Anbau treibende Kulturen sein, zu denen er ohnehin eine mehr oder minder starke Beziehung unterhält, ja unterhalten muß und denen er sich unter gewissen Umständen immer stärker angleicht.

Es haben sich bei diesen Assimilierungsprozessen Übergangsformen gebildet, die schwer zu definieren und zu kategorisieren sind und die eine Fülle von Parallelerscheinungen zu Alpwirtschaft und Transhumanz zeigen. Um zu einer klaren Terminologie der drei genannten Formen der Wanderweidewirtschaft zu gelangen, müssen auch diese Zwischenformen charakterisiert werden. Es genügt dabei nicht, etwa nur ein Merkmal besonders herauszustellen, wie es Werth³⁰ tut, der Vollnomaden von Halbnomaden nach der Größe des Umfanges des Pflanzenanbaus scheidet will. Herzog³¹ bemerkt dazu sehr richtig: „In der verschieden auslegbaren Formulierung ‚Anbau in größerem Umfange‘ ist die Unsicherheit der Abgrenzung ... erkennbar, die noch zunimmt, will man die *Halbnomaden* begrifflich klar von den *Bergnomaden* und *Transhumantes* trennen“. — Schickele,³² der allerdings auch den Gebirgsnomadismus zum Halbnomadismus rechnet, spricht von „ackerbautreibenden Halbnomaden mit größeren Rinder-³³ und verminderten Kleinviehbeständen, bei kleinen unregelmäßigen Wanderungen mit zusammengeschrumpften Herden, pendelnd um die in den Frühjahrs- oder Notzeitquartieren gelegenen, meist bewässerten Äcker“. Merner³⁴ erwähnt für die nordafrikanischen Halbnomaden wohl noch das Vorhandensein steinerner Speicher, aber noch keinen Hausbau. „Werden die großen Zelte auch nicht mehr abgebrochen, so ist doch die Dauer der Seßhaftigkeit zu der des Umherziehens nur eine geringe. Die Wanderzüge sind räumlich eng begrenzt, vor allem aber fehlt ihnen der ausgeprägte jahreszeitliche Wechsel. Vielmehr wird der Weidemittelpunkt oft nur von einer Wasserstelle zur anderen verlegt.“

Als *Bergnomaden* sind hingegen „nur diejenigen Stämme oder Gruppen anzusehen, die zum überwiegenden Teile ihren Herden bei den jahreszeitlichen Wanderungen in das Gebirge oder auf die Ebene folgen und nebenbei — oft im Zwischengebiet, wo sich vielleicht auch Speicher befinden — etwas Anbau treiben“. ³⁵ Auch hierzu darf ergänzend gesagt werden, daß die Neigung zur Seß-

haftigkeit geringer als bei den Halbnomaden ist, daß Anfänge fester Wohnbauten vorhanden sind, und daß das Rind als Transporttier eine bedeutende Stellung einnimmt.³⁶ „Es muß [weiterhin] betont werden, daß gerade der Bergnomadismus die am wenigsten geschlossene Form des Wanderhirtentums darstellt, mit einer Fülle von Übergängen zum Vollnomadentum, zum Ackerbau, zur Transhumanz und auch zur Almwirtschaft.“³⁷

Ob sich Halb- und Bergnomadismus aus dem Vollnomadismus entwickelt haben bzw. seine Auflösungsformen sind oder ob sie umgekehrt auch Vorformen des Nomadismus sein können, werden wir noch zu erörtern haben.

2. Alpwirtschaft

Wir wenden uns nunmehr der Alpwirtschaft zu, die „am ausgeprägtesten noch in den europäischen Mittel- und Hochgebirgen erscheint“,³⁸ und im Gegensatz zum Nomadismus unbedingte Seßhaftigkeit voraussetzt.³⁹ Seßhaftigkeit, das bedeutet hier das Vorhandensein einer festen Station, in die man im Laufe des jährlichen Weideturnus immer wieder zurückkehrt, in der man sich die längste Zeit des Jahres aufhält, ja, die der eigentliche Ausgangs- und Fixpunkt des ganzen Wirtschaftssystems ist. Seßhaftigkeit, das bedeutet aber auch das Vorhandensein einer Organisationsform, welche die Ernährungsmöglichkeiten der Tiere nicht mehr allein von den Zufällen der Witterung und dem dadurch bedingten Zustand der Weiden abhängig sein läßt. Daß diese Faktoren sich auch auf die Art des Weideviehs auswirken ist natürlich, und wir finden im Bereich der Alpwirtschaft vorwiegend Rindvieh. Schafherden sind nur in relativ geringem Maße vorhanden. Es muß jedoch die Frage gestellt werden, ob dieses Verhältnis auch ehemals das gleiche war.

Wie vollzieht sich nun die Alpwirtschaft?

Im Gegensatz zum Nomadismus und auch zur Transhumanz bevorzugt sie ein ausgesprochen vertikal bestimmtes System der

Herdenwanderung, die sich in vorbestimmten Etappen und in relativ kurzen Entfernungen — meist sogar im Bereich der Allmende⁴⁰ — abspielt. Diese Etappen sind charakterisiert durch

- a) Talwirtschaft
- b) Maiensäß- oder Vorsäßwirtschaft, mitunter
- c) Vorwinterung und
- d) Alpwirtschaft.⁴¹

Die *Talwirtschaft* ist „die am tiefsten gelegene und am intensivsten bewirtschaftete Zone der gesamten produktiven Fläche“ mit Fettwiesen, die als „geschlossenes oder zerstreutes Privateigentum der einzelnen Bauern um Wohnhaus und Stall herum“ liegen. Hier und auf den etwas höher gelegenen Magerwiesen wird das Heufutter gewonnen, das zwischen Weihnachten und Mitte Mai, wenn Herden und Hirten in der Talwirtschaft, die ja gleichzeitig ständiger Wohnsitz ist, überwintern, in den Ställen verfüttert wird.⁴²

Die *Maiensäß- oder Vorsäßwirtschaft* verbindet die Stallfütterung auf Stufe a mit dem eigentlichen Weidegang der Stufe d; sie spielt sich also in mittlerer Höhenlage „zwischen unterster und oberster Wirtschaftsstufe“ ab. Das Vieh wird hier durch offenen Weidegang *und* Stallfütterung ernährt. Vorhanden sind feste Ställe, aber auch Wohngelegenheiten für die Hirten, ja für ganze Familien. Die Maiensäß schließt sich an die höher gelegene Allmendeweide an.⁴³

Zwischen Talwirtschaft und Maiensäß schiebt sich häufig noch eine dritte Stufe ein, die man im Prätigau *Vorwinterung* (Stufe c) nennt. Hier wird meist nur im Stall gefüttert, und zwar vom Heu der umliegenden Wiesen. Für den Hirten sind keine besonderen Wohngelege errichtet. Er schläft entweder im Stall oder kehrt am Abend ins Tal (Stufe a) zurück.⁴⁴

Im Hochsommer wird dann die höchste und ausgedehnteste Gemeindeflur aufgesucht, auf der sich die eigentliche *Alpwirtschaft* (Stufe d) abspielt. Hier herrscht ausschließlich Weidegang. Im Gegensatz zu den Stufen a und b, die in der Regel privat genutzt

werden, ist die Alpwirtschaft meist genossenschaftlich organisiert.⁴⁵ Die Alp selbst ist mit den nötigen Gebäuden für die Unterbringung der Hirten und Sennen und den Anlagen für die Milchverarbeitung ausgestattet. Man hält sich hier während der drei Hochsommermonate auf.⁴⁶

In umgekehrter Reihenfolge findet die Alpfahrt statt. Die Überwinterung in Stufe a dauert etwa 6½ Monate.⁴⁷

Die Alpwirtschaft ist also ein vertikal aufgebautes Weidesystem zum Zwecke der „systematischen Ausnützung von hochgelegenen Weideland im Gebirge durch Vieherden, meistens durch Kuhherden, deren Milch an Ort und Stelle verarbeitet wird“.⁴⁸ Sie ist durch organisierte, etappenweise Wanderung auf gleichbleibendem, relativ kleinem Raum gekennzeichnet. Die Basis des Systems⁴⁹ ist die Talwirtschaft mit dem Dauerwohnsitz der Wirtschaftenden und dem Stall für die Überwinterung der Herde.⁵⁰ Die Nutzung der Weideflächen und der Herdenprodukte ist in der Regel genossenschaftlich. Betreuung des Viehs und Verarbeitung der Milch erfolgt — der genossenschaftlichen Ordnung entsprechend — durch gedingte Hirten und Sennen. Der Viehhalter selbst verläßt — z. T. auch mit einem Teil oder gar der ganzen Familie — die Talwirtschaft eigentlich nur, um auf den Stufen b und c das Heu zu bergen.⁵¹ Im wesentlichen begleitet die Familie also ihre Tiere nicht.⁵²

Überblicken wir noch einmal die charakteristischen Merkmale der Alpwirtschaft,⁵³ so wird es sofort klar, daß jeder angebliche Zusammenhang mit dem Nomadismus bzw. dem Halb- oder Bergnomadismus gänzlich abwegig ist. Ja, beide Systeme schließen direkt einander aus, wenn man sich klar macht, daß die Basis des Alpwesens eine seßhafte, also eine bäuerliche Wirtschaftsform ist, worauf außerdem noch die vorwiegende Haltung von Rindvieh und das genossenschaftliche Prinzip hindeuten.

Gutzwiller⁵⁴ möchte diese Wirtschaftsform in ihrer heutigen Ausprägung bereits in die alpenländische Ur- und Frühgeschichte datieren. Wir glauben dies aber schon deshalb

nicht annehmen zu können, weil das Alpwesen ein gut funktionierendes Wirtschaftssystem voraussetzt, das wir in so frühen Zeiten für den Alpenraum nicht ansetzen dürfen. Wir sind aber der Meinung, daß das Rind nicht immer die tragende Rolle gespielt hat, daß es in der Alpwirtschaft sekundär ist. In Zeiten größerer Extensität wird wohl wie überall das Schaf das maßgebende Tier gewesen sein. Wir haben noch in neuerer Zeit aus Reliktgebieten der Alpwirtschaft bestimmte Nachrichten, die darauf hinweisen: „Von Ackerbau im eigentlichen Sinne kann in diesen Gebieten [Süd- und Südostserbien] keine Rede sein. Das rauhe Klima hat die Mehrzahl der Bewohner auf die Viehzucht [d. h. Schafhaltung] angewiesen. Es ist selten ein Haus in diesen Gebieten, das nicht mehr als die Hälfte des Lebensunterhaltes in der Viehzucht findet. Dadurch wird gerade die Anthropogeographie dieses Gebietes so interessant, daß ganze Dörfer während des Sommers vollständig verlassen und leer stehen, um dann wieder den Winter über die Mittelpunkte des Lebens zu sein“.⁵⁵ Die Goralen⁵⁶ ziehen ähnlich wie die Huzulen mit ihren Schafherden im Sommer auf die höher gelegenen Berge, um sie im Winter wieder zu ihren Behausungen zurückzutreiben. Das Futterheu für den Winter führen letztere erst beim Alpfahrt mit sich.⁵⁷ Vom Hirten der Bukowinaer Karpaten heißt es, daß er im Herbst mit seinen Schafen, die er im Frühjahr und Sommer übers Gebirge getrieben hat, wieder ins Heimattal zieht und dort bis zur Zeit des neuen Auftriebs Bauernarbeit verrichtet.⁵⁸ — Wichtig ist in diesem Zusammenhang ein Bericht aus dem Paring-Gebirge (Südkarpaten), wo man bereits kombinierte Schaf- und Rinderherden kennt: „Die Beschäftigung der Männer bildet das Hüten der Schafe, die der Frauen und Mädchen das Hüten des Rindviehs“.⁵⁹ „Die meisten Familien besitzen eine gemeinsame ‚Stina‘, in welcher Jung und Alt vom Frühling bis zum späten Herbst hinein leben, mit Ausnahme der *Ackerbau treibenden* Männer, die sich nur zu dem am St. Johannstage ... abgehaltenen Volksfest ‚Nedeia‘ bei Schalmeienklang und Branntwein versammeln, wo-

bei auch die meisten Heiraten, Kauf- und Tauschgeschäfte abgewickelt werden, Freundschaften entstehen usw.“⁶⁰

Wenn wir noch einmal auf die Schilderung aus Serbien zurückblicken, wo es hieß, daß die Dörfer den Sommer über leer stünden und sich erst im Herbst oder Winter wieder Leben zeige, so besagt die Mitteilung aus dem Paring-Gebirge, daß hier innerhalb des Dorfes oder auch der Familien bereits eine stärkere Arbeitsteilung stattgefunden hat: Die Talwirtschaft bleibt fest besetzt, dort wird Anbau getrieben und nur ein Teil der Männer und Frauen begleitet die Tiere. Darüber hinaus sind die Herden mit Rindern gemischt, d. h. der Grad der Seßhaftigkeit ist gestiegen.⁶¹ Das Schaf wird verdrängt, Teile der Familie, welchen die Betreuung der Herden oblag, werden in die Täler zurückgezogen. Ihre Aufgabe übernehmen gedingte Hirten. Damit ist fast der Zustand erreicht, den wir am Schweizer Beispiel schildern konnten. Aber auch dort, im klassischen Land der Alpwirtschaft, mag ehemals der Zustand so ähnlich gewesen sein wie in einigen Gebieten der Karpaten noch in neuerer Zeit. Denn „bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts waren bei der Nutzung der Wiesen und Weiden mehr extensive Wirtschaftsformen vorherrschend gewesen. Das zeigt sich unter anderem in einer überaus starken Schafhaltung. Vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an beginnt sich die Betriebsweise zu verstärken. Immer mehr gewinnt die Rindviehzucht an Boden, die wiederum eine regere Erzeugung hauptsächlich von Zieger,⁶² Käse und Butter, von Fleisch und Häuten zur Folge hat.“⁶³

Die Gründe für die Steigerung der Rindviehhaltung auf Kosten der Schafe sieht Wackernagel in den Folgeerscheinungen der frühkapitalistischen Epoche.⁶⁴ Hier mag also die Entwicklung entgegengesetzt wie im übrigen Europa verlaufen sein, wo sich ja die *Schafhaltung* eindeutig durchsetzte.

Wir dürfen wohl dahingehend zusammenfassen, daß die Alpwirtschaft mit ausgesprochener Rindviehhaltung nicht primär ist. Dem im allgemeinen ausgeprägten extensiven Charakter der Landwirtschaft ent-

sprechend, dominierte ursprünglich auch in den Alpen und anderen weniger zugänglichen Mittelgebirgen das Schaf. Das vertikale System des Alpwesens unserer Zeit war jedoch durchaus schon vorgezeichnet, wenn auch seine Basis, die Talwirtschaft, noch nicht so ausgebaut bzw. noch schwach entwickelt war. Das fiel jedoch nicht allzu stark ins Gewicht, wenn wir uns überlegen, daß das Schaf durchaus in der Lage ist, sich im Winter draußen längere Zeit Futter zu suchen als etwa das Rind. Der starke Ausbau der Talwirtschaft vor allem als Futterbasis für die Überwinterung trat sicher erst mit der verstärkten Rindviehhaltung ein. Allerdings müssen wir festhalten, daß auch bei der Alp-Schafhaltung in den Tälern schon Anbau und Heubevorratung getrieben wurde.

Nach dem bisher Gesagten ist es für die später noch folgenden Erörterungen über Zusammenhänge zwischen den drei Formen der Wanderweidewirtschaft methodisch wichtig, lediglich die Primärform der Alpwirtschaft mit *Schafhaltung* in Betracht zu ziehen.

Welche Stellung nimmt das Schaf in der gegenwärtigen Form der Alpwirtschaft ein? — Bereits im 16. Jahrhundert wird das Weiderecht der Schafherden im Bereich der Alpen zugunsten des Großviehs erheblich eingeschränkt.⁶⁵ Als Gründe dafür werden bis in unsere Zeit hinein u. a. die verderblichen Folgen des Verbisses angeführt.⁶⁶ Andererseits schätzt man jedoch den Schafdünger sehr, und Richard Weiss⁶⁷ berichtet aus Graubünden, daß, soweit Schafe überhaupt noch auf den Alpen vorkommen, sie zur systematischen Düngung des entsprechenden Weidegrundes genutzt werden, und zwar im Pferchbetrieb.⁶⁸ — Im allgemeinen aber muß man mit Richard Weiss⁶⁹ feststellen, daß „die magersten, wasserärmsten, rauhesten und höchstgelegenen Weidegebiete, welche sonst von keinem zahmen Weidtier mehr benutzt werden können“, als sog. Schafalpen genutzt werden. Dort, wo die Kuhalpen bis an die Grate der Berge reichen, ist für die Schafe nur mehr wenig Raum. Sie müssen entweder fremde, tagelang entfernte Weiden aufsuchen